

MAX FRISCHS EINSTELLUNG ZUR SCHWEIZ

MAX FRISCHS EINSTELLUNG ZUR SCHWEIZ

by

Barbara Karin Arnold, B.A., B.L.S.

A thesis submitted to the Faculty of Graduate
Studies and Research in partial fulfilment of
the requirements for the degree of Master of Arts.

Department of German
McGill University

Montreal

April 1965

INHALT

DISSERTATION ABSTRACT

VORWORT

I.	EINLEITUNG	1
II.	FRÜHE PROSA (vor 1945)	8
	A. Antwort aus der Stille	8
	B. Blätter aus dem Brotsack	11
	C. Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle	15
	D. Bin oder die Reise nach Peking	19
III.	DIE DRAMEN	21
	A. Santa Cruz	21
	B. Nun singen sie wieder	23
	C. Als der Krieg zu Ende war	25
	D. Graf Öderland	27
	E. Die Chinesische Mauer	30
	F. Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie	33
	G. Herr Biedermann und die Brandstifter	34
	H. Die grosse Wut des Philipp Hotz	38
	I. Andorra	39
IV.	DIE PROSA SEIT 1945	43
	A. Das Tagebuch 1946-1949 und Albin Zollinger	43
	B. Stiller	59
	C. Achtung: die Schweiz	71
	D. Homo Faber	74
	E. Mein Name sei Gantenbein	76
V.	ZUSAMMENFASSUNG	78
VI.	ANHANG	88
	A. Fussnoten	88
	B. Bibliographie	97

MAX FRISCHS EINSTELLUNG ZUR SCHWEIZ

DISSERTATION ABSTRACT

Most Swiss writers participate actively in the affairs of their country: they take sides on political and economic issues and, like all other Swiss male citizens, cast their votes several times a year. In the tradition of Swiss Literature, the figure of the energetic or didactic writer predominates. Most writers are active in another profession in addition to writing. It could even be said that they consider their art only as a secondary profession. Until recently, the Swiss had a tendency to respect those writers only who had proved their qualities in business or industry before they took to writing.

Max Frisch who worked as an architect in Zurich fits into this tradition. This thesis analyzes the works of Frisch with special emphasis on his attitude towards Switzerland. He started out as a patriot, an attitude which lasted to the end of World War II. During these years he suffered from "Fernweh" and, in his works, liked to escape to imaginary countries. From the play Graf Oederland onward, Frisch grew more and more critical. In Stiller (1954) he criticized the well-ordered, unimaginative life of his countrymen, their awe of officials, their cleanliness, smugness and self-satisfaction. In Andorra (1962) his criticism became bitter. It seems only logical that, in 1961, Max Frisch left his country in order to live in Italy.

VORWORT

Ich möchte Herrn Dr. Hans Bänziger, Trogen, Schweiz, dem Autor von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, für seine zahlreichen Auskünfte Dank sagen. Dank gebührt auch dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, der es mir ermöglichte, diese Dissertation in Freiburg i.Br., im Studienjahr 1963-64, abzuschliessen. Ferner bin ich Herrn Professor Hans S. Reiss und meinem Gatten, Armin Arnold, für Kritik und wertvolle Hinweise verpflichtet.

I. EINLEITUNG

Die meisten Schweizer Dichter leben in einem regen politischen Verhältnis zum Staat. In der Schweiz ist es das selbstbewusste, freie Handeln des Einzelnen, das dem Staat sein demokratisches Gepräge gibt. Der Schweizer Dichter, der von jeher gewohnt ist, wie jeder andere Bürger an Abstimmungen teilzunehmen, ist daher meist enger mit dem politisch-praktischen Leben seiner Heimat verbunden als der Dichter anderswo. In der Tradition der Schweizer Literatur stösst man selten auf im Elfenbeinturm sitzende Aestheten (C.F. Meyer wäre vielleicht eine Ausnahme), denn die meisten Dichter üben neben der Schriftstellerei einen bürgerlichen Beruf aus, man könnte sagen, sie betrachten die Schriftstellerei nur als Nebenberuf. Die Schweizer hatten bis vor kurzem überhaupt die Tendenz, nur solche Schriftsteller ernst zu nehmen, die sich neben der Schriftstellerei auch als aktive Staatsbürger nützlich erwiesen hatten (Haller, Gessner, Spitteler, Keller, Gotthelf, Zolinger, Frisch).

Der Schweizer Dichter ist im Allgemeinen eine nach Aus- sen gerichtete Persönlichkeit. Er sinnt und träumt wenig; er schaut, denkt und handelt. Infolge seiner politischen oder sozialkritischen Verbundenheit mit der Umgebung ist er oft ein scharfer Beobachter und Kritiker. Es wäre wohl möglich, die

Schweizer Dichter in zwei Gruppen einzuteilen: einerseits ~~gibt~~ es historisch gesinnte oder gar romantische Schriftsteller, die über Schlachten und Helden, Wald und Wiese schreiben; andererseits sozialkritische Schriftsteller, die den Staat, die Religion und die Tradition kritisieren. Es muss aber noch einmal betont werden, dass beide Arten von Dichtern sich auf irgend eine Weise mit der Schweiz als Staatswesen beschäftigen.

Bis zum 18. Jahrhundert überwogen die historisch gesinnten patriotischen Dichter. Sie schrieben Gedichte über das Herkommen der Schweizer, Tellenlieder und Balladen über die Schlachten bei Sempach, Näfels, Morgarten und die Burgunderkriege. Auch das Drama basierte hauptsächlich auf patriotischem oder religiösem Material.

Nach 1815 entflammte das patriotische Feuer aufs Neue. Die "Helvetische Gesellschaft" wurde gegründet. Zu fast jeder patriotischen Feier wurden Festspiele geschrieben.

Aber neben der patriotischen und sentimentalischen Dichtung bestand schon immer eine andere Richtung. Durch Bodmer und Breitinger hatte die Schweiz den Anschluss an das literarische Europa gefunden. Damals begann die Schweizer Literatur über die Berge hinauszublicken. Aber schon Bodmer und Breitinger wurden von ihren demokratischen Mitbürgern getadelt. Ihr internationaler Ruf wurde als unschweizerisch, als Landesverrat betrachtet. Ähnlich erging es Frisch (und Dürrenmatt) zweihundert

Jahre später. Folgender Brief könnte auch heute geschrieben worden sein, man müsste nur die Namen auswechseln:

"Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen gesehen, dass B. und Br... hin und her in Deutschland nach Verdienen hergenommen werden. Der Hochmut und die Einbildung dieser Leute ist unerträglich. Es ist aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben grosse Einbildung, weil~~en~~ sie in dem ersten Canton der Schweiz geboren sind. Es ist unglaublich, wie gross die Einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich versichere Sie aber, dass Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem grosse Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird.... Das ist gewiss, dass sie arbeitsame Leute, aber in geist- und vernünftigen Sitten werden sie noch lange Zeit grobe Schweizer bleiben."¹

Viele Schriftsteller, darunter Haller und Dürrenmatt, haben aber gerade in Bern, und nicht in Zürich, ihre schlechten Erfahrungen gesammelt.

Im 19. Jahrhundert wurde die Sozialkritik auf allen Ebenen schärfer und zielgerechter. Pestalozzi versuchte durch Romane die Mängel in der Pädagogik zu beheben. Der grösste und schärfste Kritiker war Jeremias Gotthelf, ein Eiferer, der mit kräftigen Worten die sittlichen Schäden, die Unbildung und die Gottlosigkeit des Volkes geisselte. Ein anderer scharfer Beobachter und Kritiker war Gottfried Keller. Er spottete nicht nur über die Schwächen seiner Landsleute, sondern er versuchte in sei-

nen Werken den idealen, politisch-aktiven Schweizerbürger darzustellen. Sein Heinrich Lee² und sein Martin Salander³ sind Männer, die den Begriff Republik nicht unnütz in den Mund nehmen, sondern versuchen ihn zu realisieren. Zum Beispiel empört sich Martin über einen grossmüuligen Gesellen:

"Unsere Vorfahren haben seit bald sechshundert Jahren die Republik in heissen Schlachten begründet und befestigt, ohne das Wort [Republik] je in den Mund zu nehmen, und die vielen alten Bundesbriefe und Landbücher enthalten es nicht. Erst später haben es die Patrizier und Bürger der herrschenden Städte für sich angewendet, um mit dem schönen Wort ihrer irdischen Herrlichkeit einen antiken Glanz zu verleihen. Wir haben es jetzt im Sprachgebrauch, aber nicht zum Missbrauch. Mich will dünken, wer es immer im Munde führt und dabei auf die Brust klopft, könne ebensogut sich der Gleisnerei schuldig machen, wie jeder andere Pharisäer oder Mucker!"⁴

Ähnlich redet der aus der Fremde heimgekehrte Heinrich

Lee:

"Ich sah, wie es in meiner geliebten Republik Menschen gab, die dieses Wort zu einer hohlen Phrase machten und damit umherzogen, wie die Dirnen, die zum Jahrmarkt gehen, etwa ein leeres Körbchen am Arme tragen. Andere betrachteten die Begriffe Republik, Freiheit und Vaterland als drei Ziegen, die sie unablässig melkten, um aus der Milch allerhand kleine Ziegenkäselein zu machen, während sie scheinheilig die Worte gebrauchten, genau wie die Pharisäer und Tartüffe."⁵

Leidenschaftlich ist die Abneigung Carl Spittellers gegen die bürgerliche Demokratie seiner Zeit. Er hasste alles Bieder-Schweizerische in Leben und Denken und sprach nach seinem Aufenthalt in Russland seine heimatliche Mundart nur noch ungern.

Zu den einflussreichen politisch-tätigen Dichtern zählt auch Ulrich Dürrenmatt, der Grossvater Friedrich Dürrenmatts.

Das 20. Jahrhundert setzt die zweispurige Tradition der Schweizer Dichtung fort. In seinen Festspielen beschäftigte sich Caesar von Arx weiterhin mit der Schweizer Geschichte. Albin Zollinger romantisierte einenteils die Berglandschaft um Zürich, andernteils aber suchte er nach den Ursachen der künstlerischen Unfruchtbarkeit der Schweiz. Für Friedrich Dürrenmatt ist die Schweiz das Symbol für die Dekadenz und die Schwächen der Welt, obwohl er öffentlich erklärt, die Schweiz sei für ihn kein Problem, sondern einfach ein angenehmer Aufenthaltsort.⁶

Es ist die Aufgabe dieser Arbeit, das Verhältnis des Dichters Max Frisch zur Schweiz zu untersuchen. Max Rudolf Frisch wurde am 15. Mai 1911 in Zürich geboren. Seine Herkunft ist heterogen: Ein Grossvater kam aus Österreich; ein Urgrossvater wanderte aus Deutschland ein. In seinem Tagebuch 1946-49 schreibt Frisch, dass er selten Bücher gelesen habe, am liebsten seien ihm der Don Quixote und Onkel Toms Hütte

gewesen. Er hatte eine Leidenschaft für Fussball und Theater. Frisch besuchte das kantonale Realgymnasium. Nach bestandener Maturitätsprüfung studierte er zwei Jahre Germanistik an der Universität Zürich. Nach dem Tod des Vaters musste Frisch sein Studium abbrechen; um sich und die Mutter durchzubringen, schrieb er Sport- und Reiseberichte. In diese Zeit fallen seine ersten Auslandsreisen. Als Frisch 25 Jahre alt war, erbot sich ein Freund, ihm das Studium der Architektur zu ermöglichen. Auf der Eidgenössischen Technischen Hochschule erwarb er das Architekten-Diplom. 1942 heiratete er. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder. Zusammen mit seiner Frau, die ebenfalls Architektin war, baute er ein Haus. Vor 82 Konkurrenten gewann er den Wettbewerb für ein Freibad in Zürich. Seit 1951 hat er sein Architekturbüro aufgegeben. Ein Stipendiat der Rockefeller-Stiftung ermöglichte ihm einen Jahresaufenthalt in den Vereinigten Staaten und Mexiko. 1953 trennte er sich von seiner Frau und liess sich 1959 scheiden. Seit 1961 lebt er meistens in Rom.

Folgende Preise wurden Max Frisch für seine schriftstellerischen Tätigkeiten verliehen: 1938 der C.F. Meyer-Preis der Stadt Zürich, 1955 der Wilhelm-Raabe-Preis, 1958 der Charles-Veillon-Preis, der Georg Büchner Preis und der Literaturpreis der Stadt Zürich. Die Verleihung des letzten Preises kommentierte Werner Weber folgendermassen:

"Die Verleihung eines Preises kann eine Tat oder eine Verlegenheit sein. Mit Bezug auf Max Frisch

wäre vor einigen Jahren die Tat fällig gewesen. Aber die Schweizer Literaturmühle mahlt langsam und fast nie trefflich - weil immer auch einige Brocken Konfessionelles, Politisches und eine ansehnliche Stange Bürgersinn mit hineingeschoben werden. Natürlich kann man, auch davon, die Notwendigkeit erklären; nur macht das die Mühle nicht besser."⁷

In dieser Studie werden der Vollständigkeit halber alle Werke Frischs behandelt, selbst Dramen wie Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie und Die grosse Wut des Philipp Hotz, die das eigentliche Thema kaum berühren. Natürlich kann man nur mit grösster Vorsicht Ansichten von Figuren in Frischs Werken denjenigen des Autors selbst gleichsetzen; allerdings bestätigt das Tagebuch 1946-1949 unsere Schlüsse in jedem Falle.

II. FRÜHE PROSA (vor 1945)

A. ANTWORT AUS DER STILLE

Das schriftstellerische Schaffen Frischs begann mit dem Roman Jürg Reinhart (1934). Das Buch, jetzt kaum mehr zu erhalten, wurde erheblich gekürzt und als erster Teil in Frischs Roman Die Schwierigen eingebaut.

Antwort aus der Stille ist Frischs zweiter Roman. Ein junger Mann geht in die Berge, um sich selbst und der Welt zu beweisen, dass er etwas Grosses leisten kann. Er will einen fast unbesteigbaren Grat erklimmen. Bis jetzt hat er sich immer für einen aussergewöhnlichen Menschen, einen Künstler gehalten. Aber ein Werk von Bedeutung hat er nie hervorgebracht. Seine Jugend ist verflogen, und die Bergbesteigung ist für ihn die letzte Möglichkeit, seine Selbstachtung zu bewahren.

Bevor er zur Felswand aufbricht, ist er gezwungen, ein paar regnerische Tage in einem Hotel zu verbringen. Dort trifft er eine lebensfrohe Dänin. Auch sie kann ihn nicht hindern, die Felswand zu besteigen. Drei Tage bleibt er verschwunden. Die Dänin und seine ihm nachgereiste Verlobte bangen um sein Leben. Eine Rettungsmannschaft sucht ihn. Am dritten Tag kehrt er zurück. Sein rechter Arm und ein Fuss sind erfroren und müssen wahrscheinlich amputiert werden. Aber der junge Mann hat die

Freude am Leben wiedergefunden. Er hat seine Antwort in der Stille erhalten.

Das Buch ist naiv: - Weltschmerz wird durch Bergeinsamkeit geheilt. Der junge Mann, wie seine Nachfolger Reinhart¹ und Stiller², leidet an Selbstüberforderung. Wie fast alle Charaktere Frischs hat er Angst vor dem eintönigen Alltag, vor der Wiederholung. Frisch selber drückt es in einem Kurzreferat im Studio Zürich so aus:

"Euses Läbe, so wie's wüerkli worde ischt - mängisch dunkt's eim, es sey überhaupt keis Läbe, sondern numme en grosse Alltag, wo nöd wert isch, dass mer en läbt, und me fangt aa und fröged sich, für was me eigentli da isch, Brotverdiene und Hürate und Chind-haa, und weiss allewil weniger, ob das alles überhaupt en Sinn hät, sones Läbe."³

Im Gegensatz zu seinen Nachfolgern ist es dem jungen Mann vergönnt, durch die Natur und die Liebe zweier Frauen einen Sinn im Leben zu entdecken. Wir stossen hier nicht nur auf den Vorläufer von Männern wie Reinhart und Stiller, sondern wir finden hier auch die Urbilder von Frischs stereotypen Frauenfiguren: die "Selbständigen, Eigenartigen" wie: Irene (Antwort aus der Stille), Yvonne (Die Schwierigen) und Julika (Stiller); die "Behütete" wie Barbara (Antwort aus der Stille), Hortense (Die Schwierigen) und Sibylle (Stiller).

Im erwähnten Kurzreferat spricht Frisch auch über seine Einstellung zur Schweiz:

" ...die ganz Gschicht, wo zwüsched dem
 "junge Maa und zwei junge Fraue handelt,
 schpiilt im Wallis, aber es chunnt keis
 Alphorn drin vor, kün Jodel und nöd emal
 en Verein - und trotzdem hoff ich da und
 det uf en schtille Leser, wo findet, dass
 es en Schwyzer gschribe hät, wo sie Land
 und sini Berg gärn hät, wie chuun öppis
 anders..."⁴

In Antwort aus der Stille und dem folgenden Buch, Blätter
 aus dem Brotsack, steht Frisch der Schweiz noch ganz positiv
 gegenüber. Damit ist nicht etwa Sentimentalität oder Alpenglü-
 hen-Romantik gemeint, sondern eine Bejahung der Heimat, eine
 Liebe zur Schweizer Landschaft. Alphorn, Jodeln und Vereine sind
 Frisch jetzt schon fremd. Das Fernweh, das man in allen späteren
 Werken findet, ist in den beiden Büchlein noch nicht vorhanden.

In diesem, mehr noch als in anderen Werken, spürt man den
 Einfluss des Schweizer Dichters Albin Zollinger. Zollinger lieb-
 te die gleiche Heimat, die Landschaft um Zürich. Auch seine
 Charaktere leiden an Selbstüberforderung. Er lässt seine unbe-
 friedigten Naturen in der Gegend um das Pfannenstielgebirge
 einen neuen Lebenszweck finden. Antwort aus der Stille ist das
 erste und letzte Mal, dass Frisch seinen verzweifelnden jungen
 Mann in der Natur Genesung finden lässt.

B. BLÄTTER AUS DEM BROTSACK

Blätter aus dem Brotsack ist ein im Grenzdienst 1939 geschriebenes Büchlein. Die drohende Kriegsgefahr bringt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Schweizern hervor. Auch Max Frisch wird von diesem Gefühl der Verbrüderung in einer ernsten Zeit ergriffen: "Wir werden geboren und haben nicht um unser Leben gebeten, nicht unser Vaterland erwählt. Einmal am Leben aber, ja, wie hangen wir daran, und wie lieben wir auch das Land, das unser Vaterland ist, selbst wenn es nicht in aller Mund wäre, selbst wenn es uns schmerzt."¹

Im Moment der Gefahr bejaht Max Frisch einen gesunden Nationalismus: "... wir werden unser Vaterland lieben und es verteidigen, niemals es anbeten."² Auf den ersten Enthusiasmus folgt eine reflektive Periode: Was tun wir hier, warum kämpfen wir? Viele Schweizer, die den Grenzdienst noch vor einiger Zeit priesen, empfinden ihn jetzt als unnütze Bürde. Mit der Zeit aber verbreitet sich ein zufriedenes Dasein, entstanden durch Aneinandergewöhnen, durch Pflichtgefühl.

Frischs Einstellung ist immer objektiv. Er bejaht die Schweiz: er würde willig für sie kämpfen, aber er ist weder mit kämpferischem Enthusiasmus erfüllt, noch lehnt er den Krieg brüsk ab. Jetzt, wie auch später, verachtet er den be-

geisterten Krieger, den selbstgerechten Landesverteidiger.

Ein Freund schreibt ihm in den Militärdienst:

"Sei froh, in der Stadt ist es zum Kotzen. Alles sieht aus, als gehöre es dem Frauenverein, und wie die Leute dich anlotzen, ein junger Mann! Sie drehen sich tatsächlich um. Warum ist der nicht an der Grenze? Überall gehst du im Nimbus eines Landesverrätters, und etliche triefen schon vor Wichtigkeit, weil sie einen Mann, einen Bruder, einen Bräutigam an der Grenze haben. Die Ahnung eines grösseren, eines gemeinsameren Erlebens, in jeder Strassenbahn spürbar, aber sie macht den Spiesser, auch mit dem Glorienschein des Opfers, offenbar nicht weniger schulmeisterlich."³

Das folgende Zitat fasst Frischs Lob und Tadel der Schweiz zusammen. Ähnlich wird er es im Tagebuch 1946-49, im Stiller und in Andorra wieder sagen: "Schön ist es, wenn ein Volk so wachsam, so eifersüchtig auf seine Rechte und Freiheiten achtet, und traurig, wenn es darüber dumm würde, so dass jedes Wort, das an die Voraussetzung aller Rechte und Freiheiten erinnert, an die Pflicht, wie ein rotes Tuch wirkt."⁴

Frisch ist gegen stures Gehorchen und Befehlen. Seiner Meinung nach müsse man zwar einen Offizier respektieren und ihm unbedingt gehorchen. Er gibt aber Beispiele von jungen Offizieren an, die versuchen, ihre Unwissenheit durch besondere Schärfe und Härte zu verdecken und sich dadurch den Hass der ganzen Kompanie zuziehen.

Seine Bemerkungen zum Grenzdienst sind, trotz des Ernstes der Situation, mit Humor und Ironie gespickt: "Überhaupt: wir haben uns innerlich schon ordentlich niedergelassen - als sei es nun, nach einem anfänglichen Zögern, wieder eine ausgemachte Sache, dass sich der Herrgott zugunsten der Schweiz entschieden habe. (Wie könnte er auch anders!)"⁵

Man hilft sich untereinander; die ganze Batterie sammelt für einen Kameraden. Auch sonst ist der Ton untereinander rauh, aber herzlich. Ein übereifriger Offizier kann alle empören; ein bunter Abend, oder ein Marsch in die Berge begeistert alle. Dieses Gefühl von Kameradschaft und Zusammengehörigkeit wird man in keinem anderen Werke Frischs wiederfinden.

Blätter aus dem Brotsack, konzipiert als Tagebuch, wird schon von Frischs Vorliebe für das Fragmentarische gekennzeichnet. Die Welt, die Schweiz, vom Blickpunkt eines kleinen Tessiner Dorfes aus gesehen, wird nur skizzenhaft beschrieben. Immer wieder stossen wir auf kleine Anekdoten, auf Reflexionen, auf Begebenheiten.

Auch Frischs an sich romantische Verwendung der Jahreszeiten als Spiegelung von seelischen Vorgängen, ist hier zu erkennen. "Der Frühling ist Werden, nichts als Werden - Und der Sommer ist Zustand.... Ich liebe den Herbst, weil er den Grundklang unseres Daseins dichtet wie keine andere Zeit."⁶
In den späteren Werken beginnen zwischenmenschliche Verhält-

nisse im Frühjahr, um im Herbst oder im Winter zu zerfallen.

Das Leben im Tessiner Dorf wird mit einer sachlichen Selbstverständlichkeit akzeptiert. Trotz Sprachunterschieden fühlt der Dichter sich auch mit dem Volk verbunden. "Wie Heinzelmännchen helfen uns die kleinen Tessinerli beim Ausräumen ihrer Schule"⁷. In der Wirtsstube findet man sich abends ein

"... und den beiden hageren Tessinerinnen, die den ganzen Abend hin und her laufen, scheint es nicht ganz geheuer, dass die frechen Eindringlinge, einmal in der Küche, so auffallend zahm und gediegen sind..... Man muss sich beizeiten einnisten, wenn man dereinst an einem warmen Kamin sitzen will, einen Glühwein über dem Feuer, einen Käse am eisernen Spieß..."⁸

Eine Tessinerin, die eine Soldatenstube des Schweizerischen Volksdienstes versieht, drückt ihr Zusammengehörigkeitsgefühl so aus: "Auch die Frauen gehören schliesslich zum Schweizervolk"⁹

In Andorra nimmt Frisch das Thema der Vaterlandsverteidigung und des patriotischen Hochmuts in vollem Umfang wieder auf. Doch ist die Kritik am andorranischen Staat jetzt bitterböse. Andorra ist das Modell für alles, was Frisch an einem Staat verabscheut. Den Menschen in Andorra fehlt völlig die Einigkeit und die Zusammengehörigkeit, welche die Menschen in Blättern aus dem Brotsack noch empfunden haben.

C. DIE SCHWIERIGEN ODER J'ADORE CE QUI ME BRULE

Die Schwierigen ist eine Art Vorausnahme des Stiller.

Schon hier geht es um das Schicksal eines gescheiterten Künstlers, der, indem er sich ein Bildnis seines "Selbst" formt, unfähig ist, sich über dieses Bildnis hinwegzusetzen. Wie in Stiller ergeht es den Liebenden in diesem Buch; sie sehen in dem Geliebten ihre unerfüllten Wünsche und Träume, und ihre Liebe zerbricht, als das wahre Bild erkannt wird.

Yvonne, eine in Griechenland lebende Schweizerin, heiratet den aus einer gutbürgerlichen deutschen Pastorenfamilie stammenden Hinkelmann. Er verlangt unbewusst, dass sie ihn bemuttert. Als sie ein Kind erwartet, verlässt sie ihn. In der Schweiz lässt Yvonne das Kind abtreiben; Hinkelmann, unfähig den ersten Misserfolg seines Lebens zu verstehen, bleibt wie vom Erdboden verschwunden und gilt als tot. Yvonne lässt sich in Zürich nieder. Ihre Liebesaffäre mit dem Maler Jürg Reinhart endet im Winter so plötzlich, wie sie im Frühling begonnen hatte. Auch Jürg ist kein Vater für ihr Kind. Sie heiratet ihren Hauswirt. Diese Ehe wird glücklich, denn keiner der Partner erwartet das Vollkommene vom andern. Jürg verliebt sich in seine Schülerin Hortense. Ihr zu Liebe versucht er, in der bürgerlichen Welt Fuss zu fassen. Doch als Hortensens Vater, ein Schweizer Bürger mit tadelloser Ahnenreihe, ihm offenbart,

dass er, Jürg, der uneheliche Sohn einer Lehrerin und eines Metzgergesellen sei, bricht für Jürg die Welt zusammen. Hortense heiratet den ihr ebenbürtigen Amman. Jürg, unfähig sich mit seiner Herkunft abzufinden, versucht, sie gewaltsam zu beseitigen, indem er auf seinen vermeintlichen Vater schießt. Im Irrenhaus versteift er sich dann auf die Idee, dass seine Herkunft ihn zum Generationsträger unwürdig mache. Hortense, die im Glauben lebt, dass Jürg alle Freiheiten genieße, die sie sich ersehnte, ist schockiert, ihn als Gärtner ihrer Verwandten wiederzufinden. Auch sie kann an seinem, von ihm selbst konstruierten Bildnis seines "Selbst" nichts mehr ändern. Jürg begeht Selbstmord. Es wirkt schliesslich ironisch, dass nur Jürg als Vater von Yvones Sohn in Frage kommt.

Viele der Personen werden wir in Stiller wiederfinden: Yvonne wird in Julika, Jürg in Stiller, Hortense in Sibylle, und Amman in Rolf verwandelt werden.

Jürg, wie Stiller, fühlt sich als Ausgestossener, als Einzelgänger. Bei Jürg Reinhart ist das Einzelgängertum noch hauptsächlich eine Sache der Tradition. Er kämpft vergebens gegen die bürgerliche Schweizer Ordnung. Als uneheliches Kind und erfolgreicher Maler gehört er nicht dazu. Für den Obersten, der Reinhart diese Tatsache klarlegt, gibt es kein Heraufarbeiten; nur eine gute Ahnenreihe, eine Tradition ist Garantie. Jürg Reinharts Glaube an diese festgewurzelte Welt ist sein Untergang.

Offensichtlich autobiographische Elemente sind die Griechenlandreise Jürgs, die Verbrennung der frühen Werke und die Tatsache, dass die Mutter einmal in Russland war. Stark erweist sich der Einfluss Albin Zollingers: die Landschaftsbilder um Zürich sind denen von Zollinger nicht unähnlich, doch hat Frisch nicht Zollingers innere Begeisterung für die Natur. Wie in Stiller werden in den Schwierigen lange Spaziergänge unternommen, auf denen in irgend einem Landgasthof Speck und Brot gegessen werden.

Schon hier wird die Enge der Schweiz als Bedrückung empfunden. Jürg versucht ihr durch seine Reise zu entfliehen. Sein einziger Freund zieht ins Ausland, "verärgert über die Enge der Heimat."¹ Jürg räsontiert: "In der Heimat, fand der Maler, wäre alles so brav, so sittsam, so gediegen. Hier merkt man jeden Blödsinn, den du begehst."²

Eine andere Art der Flucht ist der Tod. Jürgs Mutter hatte diesen Weg gewählt: "Am andern Morgen fand man sie in dem schilfigen Teich, zwei kleine Steine in den Manteltaschen. So hatte sie die Weite gesucht, nach der sie sich in unserem Lande immer geseht hatte."³

Das Buch enthält eine versteckte Anklage gegen die schweizerische, bürgerliche Welt; "versteckt", weil Jürg mit allen seinen Kräften versucht, sich in diese Ordnung einzufügen. In Stiller erscheint die hier ernste Kritik als bitterer Spott, in Andorra als Hass.

Frisch verabscheut den sturen Menschen, der seine ganze Energie in Ordnungswillen umsetzt. In Blätter aus dem Brotsack sind es die stumpfen Offiziere, die seinen Unwillen erregen, in Die Schwierigen ist es der Oberst: "Oberst von Beruf, fühlte er sich dem Staate, dem er diente, auch in Ehrensachen verpflichtet; jeder Fleck am häuslichen Tischtuch, den andere sich vielleicht leisten konnten, wurde in seinem Falle zugleich schon ein Fleck an der Landesfahne."⁴

In diesen beiden Werken, Blätter aus dem Brotsack und Die Schwierigen, findet man auch die meisten schweizer-deutschen Ausdrücke. In den späteren Werken verschwinden diese Lokalismen immer mehr.

D. BIN ODER DIE REISE NACH PEKING

Die Erzählung Bin wurde noch während des zweiten Weltkrieges geschrieben. Zu dieser Zeit war an Reisen, geschweige Reisen nach Peking, nicht zu denken. Beschrieben wird denn auch eine sehnsuchtsvolle, träumerische, imaginäre Reise aus dem Schweizer Alltag hinaus.

Bin ist der ideale Reisegenosse. Eine Wunschfigur, die dem Erzähler immer ein Erkenntnis, eine Selbstverständlichkeit voraus ist. " 'Ich bin', nämlich dass wir wirklich seien, dürften wir nur von uns sagen, wenn wir identisch wären mit uns selbst. Bin ist dieses ersehnte, mit sich selbst identische Ich - darum darf es sich 'Bin' nennen. Bin ist eine ruhige, zufriedene, ausgereifte, überlegene Gestalt."¹

Das Reiseziel Peking ist das Unbekannte, das Neue. Von der Chinesischen Mauer aus können der Erzähler und Bin die Meeresbuchten, Hügel und schimmernden Dächer der Stadt erkennen. Einmal glaubt sich der Erzähler schon in den Vororten Pekings. Er wird enttäuscht. Peking bleibt immer nur am Horizont. Oft denkt der Erzähler jahrelang nicht mehr an Bin und die Reise, und er ist erstaunt, dass Bin sich jedesmal wieder - wie selbstverständlich - einfindet, um weiterzureisen.

Im Gegensatz zu den vielen imaginären Reisen der Weltliteratur ist Bin keine Protestreise in eine, vom Dichter fabrizierte Utopie, "sondern eine Ferienreise mit Retourbillett."²

Die Rolle unter dem Arm des Erzählers ist der lästige Alltag, der abgelegt, aber nie vergessen werden kann. In dieser Erzählung ist der Alltag natürlich der Schweizer Alltag, denn darin aufgeführte Begriffe wie Kirsch, Franken, Pinte, Jassen und Weggiswil sind offensichtlich schweizerisch. Es ist aber nicht die Schweiz als Staatswesen, welcher der Autor entflieht, sondern dem wiederkehrendem Montag, der Wiederholung. Ähnlich wie Büchners Leonté graut Frisch vor dem ewigen An- und Ausziehen, den alltäglichen Gesten.

Auf die Frage eines jungen Chinesenmädchens, ob ihre Sehnsucht dumm wäre, antwortet der Erzähler: "Die Sehnsucht ist unser bestes -³ - ein bezeichnender Satz nicht nur für Bin, sondern auch für viele der anderen Werke Frischs.

III. DIE DRAMEN

A. SANTA CRUZ

Santa Cruz vereint als Drama viele der schon angedeuteten Themen und Ideen aus früheren Werken: Die Angst vor der Wiederholung, das Fernweh, und das Bildnis, das sich der Mensch von seinem Nächsten macht.

Der Rittmeister und seine Frau Elvira sind schon siebzehn Jahre verheiratet. Sie haben sich nichts mehr zu sagen. Sie glauben den anderen durch und durch zu kennen. Ihre Ehe ist eingeschneit wie ihr Dorf. Pelegrin, ein totkranker Vagant und früherer Geliebter Elviras hört im Dorf von dem Rittmeisterpaar. Er erscheint als Besucher. Pelegrin ist für beide Ehepartner die Verkörperung ihrer ungestillten Sehnsüchte. Als Elvira Pelegrin erblickt, verlässt sie fluchtartig das Zimmer. In ihren Träumen verlässt er sie wieder, wie damals vor siebzehn Jahren. Sie hatte sich damals nicht entschliessen können, mit ihm zu fahren. Der Rittmeister, der mit Pelegrin hatte reisen wollen, war moralisch gezwungen, Elvira zu heiraten. Siebzehn Jahre lang hat er seither sein Fernweh bekämpft. Doch als Elvira jetzt von Pelegrin träumt, weiss der Rittmeister, dass auch sie ihre echte Sehnsucht nur begraben hat. Nun fühlt er sich frei, seinem Sehnen nachzugeben. Doch es ist zu spät: der Rittmeister kommt nicht weit und kehrt zurück; und Pelegrin stirbt, bevor Elvira ihm ihre Traue und Liebe offenbart hat.

Bin und Santa Cruz wurden während der Kriegsisolierung der Schweiz geschrieben. Für Frisch, der gerne reiste und die Enge der Schweiz schon vor der Isolation als drückend empfand, muss es eine qualvolle Zeit gewesen sein. Es ist daher kaum verwunderlich, dass er seine Wünsche in diesen beiden Stücken symbolisch zum Ausdruck brachte. Im Einklang mit den früheren zeigen auch diese beiden Werke noch die positive Einstellung zur Schweiz. Der Ausbruch aus der Schweiz wird nur gedanklich angedeutet; in späteren Werken wird Stiller wirklich nach Amerika fliehen, und Graf Öderland wird versuchen, sich mit der Axt einen Weg in die Freiheit zu brechen.

B. NUN SINGEN SIE WIEDER

Frisch reiste, sobald es möglich war, durch das verwüstete Deutschland. Beeindruckt von dem, was er sah und hörte, entstanden die beiden Schauspiele Nun singen sie wieder und Als der Krieg zu Ende war.

Im Schauspiel Nun singen sie wieder, Versuch eines Requiems werden 21 Geiseln erschossen. Karl, einer der schiessenden Soldaten, flieht von der Front und erhängt sich zu Hause. Seine Mutter, seine Frau und sein Kind werden bei einem Luftangriff getötet, bei welchem auch die feindlichen Flieger ums Leben kommen. Der Vater von Karl, ein Oberlehrer, ist nicht gewillt, die politischen Pflichten des Einzelnen ernst zu nehmen. Er ist ein gedankenloser Mitläufer der Nationalsozialisten. Seinen Schülern erzählt er von der Freiheit des Geistes, doch er selber glaubt nicht daran. Als er seine Schuld erkennt und öffentlich gegen die Regierenden spricht, wird er von seinem fähigsten und intelligentesten Schüler erschossen.

In einem abgelegenen Kloster treffen sich alle Toten: die Geiseln, Karl und seine Familie und die feindlichen Flieger. Die Toten erkennen, dass der Krieg als ganzes und ihr Handeln im besonderen sinnlos waren. Ihre warnenden Stimmen werden von den hinterbliebenen Verwandten nicht gehört; die Überlebenden sind unfähig ihre Mitschuld am Krieg zu erkennen.

Für den Schweizer Frisch ist eine ständige verantwortungsbewusste Beteiligung am Staatsleben unerlässlich. Es ist aber eine Tatsache, dass viele Deutsche sich zu Beginn der Dreissiger Jahre politisch passiv verhielten und anderen Interessen nachgingen. Viele von ihnen haben diesen Fehler später eingesehen, waren aber zu ängstlich, um ihre Überzeugung jetzt noch öffentlich zu vertreten. Frisch verlangt von seinen Menschen, dass sie sich politisch aktiv betätigen. Er vergleicht in dieser Hinsicht Deutschland mit der Schweiz. Albin Zollinger lässt im Pfannenstiel einen seiner Charaktere sagen: "Als erzogener Staatsbürger bist du verpflichtet, in Dingen der Politik kein Laie zu sein."¹ Genau das verlangt Frisch.

C. ALS DER KRIEG ZU ENDE WAR

Das Drama Als der Krieg zu Ende war hat als Motiv eine Erzählung, die Frisch gleich nach dem Krieg in Berlin gehört hatte. Der Kern der Handlung ist einmal mehr Frischs Lieblingsthema: Du sollst dir kein Bildnis machen.

Eine deutsche Familie versteckt sich im Keller ihres eigenen Hauses, das von den Russen besetzt wird. Sie können nicht fliehen, da der Mann als Kleidung nur eine SS-Uniform besitzt. Sie wollen im Keller ausharren, bis eine Verwandte ihnen einen Zivilanzug bringt. Unterdessen wird Agnes, die deutsche Frau, vom Burschen des russischen Majors im Keller entdeckt. Sie soll sofort in die Wohnung hinaufkommen. Agnes, voller Angst, dass die Russen ihren uniformierten Mann entdecken, zieht sich ihr Abendkleid an und hofft, einen guten Eindruck zu machen. Der russische Major versteht kein Wort deutsch, während Agnes nicht russisch spricht. Durch den Burschen lässt Agnes dem Major sagen, dass sie willig wäre, jeden Abend zu ihm zu kommen, wenn er sie den Rest des Tages in Ruhe liesse. - Agnes wird die Geliebte des Russen. Doch aus der Aufopferung für ihren Mann entsteht eine echte Liebe. Ihr Mann im Keller bemerkt, wie sie sich offensichtlich Mühe gibt, sich für den Abend hübsch zu machen. Doch er glaubt, dass seine Frau sich lediglich mit dem Russen unterhalte. Eines Abends aber folgt er ihr und überrascht den Major und

seine Frau. Der Bursche des Majors, ein Jude, erkennt den Deutschen als einen der Soldaten, welche die Juden des Warschauer Ghettos vernichtet hatten. In der ersten Version des Schauspieles verlässt der Russe Agnes, und ihr Mann wird wieder ein erfolgreicher Bürger. Er redet mit grösster Begeisterung von Agnes' Opfer; Agnes begeht Selbstmord. In der zweiten Version hat Frisch den letzten Teil gestrichen und lässt das Stück nach der Konfrontation des Deutschen mit dem Russen und dem jüdischen Burschen offen enden.

Frisch will mit dem Schauspiel beweisen, dass Liebe fähig macht, Vorurteile ("gemachte Bildnisse") zu überwinden; die Frau lernt den Feind, den russischen Oberst, lieben. Wie auch in Nun singen sie wieder ist Frisch weder Ankläger noch Verteidiger. Sein Verhalten ist immer das eines intelligenten, objektiven Zuschauers.

D. GRAF ÖDERLAND

Graf Öderland ist eines der interessantesten Stücke Frischs. Die Handlung beginnt am Vorabend einer Gerichtsverhandlung in der Wohnung des Staatsanwaltes. Der Staatsanwalt soll einen Mörder anklagen, einen braven Bankkassierer. Vierzehn Jahre lang hatte er treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllt. Er war ein Mann ohne Laster, ein vorbildlicher Angestellter gewesen. Doch eines Abends war ihm die gähnende Leere seines Daseins bewusst geworden. Aus Protest hatte er eine Art genommen und den Portier seiner Bank erschlagen.

Der Staatsanwalt begreift diese Tat, denn auch ihm wird plötzlich die unsinnige, leere Geschäftigkeit seines Lebens bewusst. Er verlässt sein Haus, nimmt eine Art und wütet als Graf Öderland gegen die Schranken, Barrieren, Uniformen und Gesetze der Zeit. Das Ziel seiner Sehnsucht ist die Insel Santorin, auf der das Leben noch echt und frei sein soll. Seine Art hat eine magische Anziehungskraft. Viele Leute schliessen sich ihm an. Er wird der Anführer einer Rebellengruppe. Er wird verfolgt und wird eines Tages vor die Wahl gestellt, sich selber zu opfern oder die Macht zu ergreifen. Er übernimmt die Regierung und die Macht - und wird, ironischerweise, in sein altes Haus einquartiert. Seine Regale voller Ordner bestätigen ihm sein Misslingen. In der ersten Fassung stürzt sich der Staatsanwalt aus dem Fenster;

in der letzten Fassung hofft er, trotzdem handgreifliche Beweise vorliegen, nur geträumt zu haben.

Interessant ist ein Vergleich von Öderland und Georg Kaisers Stück Von Morgens bis Mitternachts. Die beiden Kassierer sind offensichtlich Verwandte. Beide sind zuverlässige Angestellte, bis ihnen ihr unnützes Leben plötzlich bewusst wird. Georg Kaisers Kassierer will durch seinen Diebstahl ein neues Leben erkaufen; Frischs Kassierer dagegen reagiert zuerst negativ und tötet einen Menschen. In Graf Öderland zieht dieser erste Protest weite Kreise: der Staatsanwalt und seine Rebellen werden angesteckt.

Einenteils ist Öderland noch ein romantisches Fernwehprodukt Frischs. Der Staatsanwalt sehnt sich nach einer Insel; sein Spielzeugschiff wird zum Symbol der Ferne und der Freiheit. Doch es ist ihm nicht möglich, auf friedlichem Wege aus seiner Existenz zu fliehen. Er muss die Art gebrauchen, um auszubrechen. Der Staatsanwalt sagt zu seiner Gattin und ihrem Liebhaber:

"...Ich kenne eure Ordnung. Ich bin in Öderland geboren. Wo der Mensch nicht hingehört, wo er nie gedeiht, wo man aus Trotz lebt Tag für Tag, nicht aus Freude. Aus Trotz, aus Tugend. Wo man die Schöpfung bekämpfen muss, damit man nicht erfriert und verhungert. Früchte der Arbeit, das sind die einzigen, die es in Öderland gibt. Es wächst uns die Musse nicht an Bäumen, die heitere, angstlose, freie, die der Anfang ist von allem, was Mensch heisst. Nichts ist Geschenk, alles bleibt Lohn.

Und alles ist Pflicht. Und Überwindung ist das Höchste, was man sich denken kann, dort wo ich geboren bin. Überwindung und Verzicht. Man macht sich ein Gewissen daraus, dass man lebt, und jeder sucht nach einem Sinn, nach Ersatz für die Freude, die im Nebel nicht gedeiht. Denn unser Sommer ist kurz, und wehe dem Menschen, der sich der Lust ergibt, wo sie nicht ausreicht, weil die Sonne nicht ausreicht. Wehe! wenn wieder die Dämmerung kommt, wenn alles vergraut, und der Nebel, wenn alles ohne Mass ist, unwirklich, und es kommen die Gespenster der Verantwortung, es wuchert das Gewissen, bis man erstickt - oder ausbricht..."¹

"Öderland" kann entweder als "ödes Land", oder als "Land der Ordnung" interpretiert werden. Sicher meint Frisch damit die Schweiz. Es ist zum ersten Mal, dass Frisch seine Proteste gegen die Schweiz so deutlich formuliert. Von jetzt ab werden wir regelmässig auf solche Kritiken stossen. Ähnlich wie der Staatsanwalt wird auch Stiller fliehen, weil er die Atmosphäre der Schweiz als bedrückend, kleinlich und unerträglich empfindet. Auch der Ekel vor Uniformen, vor der Sturheit der Administration wird uns immer wieder begegnen.

Wenn bis jetzt Trauminseln, Traumstädte, Schiffe und Häfen Symbole für Frischs Fernweh waren, so wird jetzt die Art das Symbol der Absage, des deutlich formulierten Widerspruchs. Graf Öderland ist ein Wendepunkt. Von hier an verschärfen sich die Angriffe auf die Schweiz.

E. DIE CHINESISCHE MAUER

In der Chinesischen Mauer, einer Farce, finden wir viele bekannten Motive wieder. Das China der Chinesischen Mauer ist, wie das Peking in Bin oder das Santorin in Graf Öderland imaginär. Der Don Juan in der Chinesischen Mauer leidet an der Literatur. Man hat ihm zuviel angedichtet. Jeder kennt ihn; jeder macht sich ein Bild von ihm. Don Juan sagt einmal: "Ich komme aus der Hölle der Literatur... Wo ist das Land ohne Literatur? Das ist es, meine Damen und Herren was ich suche: das Paradies. Ich suche das Jungräuliche."¹ Wie Stiller empfindet Don Juan das Leben als Parodie der Literatur. Auch den Gedanken, dass sich alles wiederholt, dass alles nochmal von vorne beginnt, findet man nicht nur in der Chinesischen Mauer, sondern auch in Santa Cruz, Die Schwierigen, Stiller und Graf Öderland.

An einem Chinesischen Kaiserhof hört der Kaiser von China, dass seine Feinde besiegt sind. Es gibt nur noch einen Menschen, der die Ruhe des Kaisers stört: Min Ko, die Stimme des Volkes. Min Ko macht Gedichte über den Kaiser, das heißt, er sagt die Wahrheit. Min Ko spricht für das geknechtete Volk, das seinen Herrscher verflucht. Der Kaiser gibt ein Fest. Viele Masken und historische Gestalten treten auf. Der "Heutige" spricht mit Napoleon und anderen Herrschern; er warnt die Menschen vor einer Wiederholung der Geschichte, denn, sagt er, die Zeit der Feld-

herren ist vorbei,² das Atom ist jetzt teilbar.³ "Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit (denn bisher war der Tyrann, der sein Rom in Flammen aufgehen liess, immer bloss eine temporäre und durchaus lokale Katastrophe) - zum ersten Mal stehen wir vor der Wahl, ob es die Menschheit geben soll oder nicht."⁴

Mee Lan, die Tochter des Kaisers, verliebt sich in den "Heutigen", der ihr gesteht, dass er selbst Min Ko ist. Als der Kaiser einen Stummen foltern lässt, um zu beweisen, dass dieser Min Ko sei, guckt der "Heutige" ohne viel Anteilnahme zu. Mee Lan ist entsetzt: "Die Achsel zucken und eine nächste Zigarette anzünden, während sie einen Stummen foltern und zum Schreien bringen, weil du, der Sprache hat, daneben steht und schweigst"⁵.

Der "Heutige", der Intellektuelle, wird der Hofnarr eines Tyrannen. Als er die Wahrheit spricht und sich als Min Ko zu erkennen gibt, glaubt ihm niemand mehr. Seine Kraftprobe verläuft im Sand. Ein Chinesischer Prinz und das rebellierende Volk dringen in den Palast ein. Der Kaiser wird gestürzt, doch der Prinz wird ein neuer Tyrann sein. Der "Heutige" endet das Spiel, indem er sagt: "Wir spielen nicht weiter! Weil die ganze Farce soeben von vorne beginnt..."⁶

Die Chinesische Mauer wurde während der Kriegsjahre geschrieben. Sicherlich hat die Entdeckung von der Spaltbarkeit des Atoms

den Anstoss zu dem Werk gegeben. Und doch ist es bemerkenswert, dass Frisch, wie in den vorhergehenden Werken, auch in diesem Stück wieder ein fremdes Land herbeifantasiert. Die Chinesische Mauer, ähnlich wie die Schweizer Berge, gewährt keinen Schutz mehr. Die moderne Welt ist über Berge und Mauern hinausgewachsen.

F. DON JUAN ODER DIE LIEBE ZUR GEOMETRIE

Zu unserem Thema trägt diese Komödie nichts bei. Der Vollständigkeit halber sei aber doch kurz auf den Inhalt hingewiesen: Weil alle Frauen in Don Juan den grossen Verführer sehen, wollen sie alle von ihm verführt werden. Don Juan liebt aber das Genaue, das Berechenbare, die Geometrie - und nicht die Frauen. Er flieht vorerst vor der Ehe, betrügt sämtliche Freunde und Bekannte und tötet seinen verhinderten Schwiegervater. Um vor den Frauen geschützt zu sein, inszeniert er seine eigene Höllenfahrt. Seine Flucht gelingt nicht ganz. Die Welt hält ihn für tot, doch Don Juan konnte sich dem ewig Weiblichen doch nicht entziehen. Die ehemalige Dirne, jetzt Herzogin von Ronda, heiratet Don Juan und lebt mit ihm auf ihrem einsamen Schloss. Von der Welt abgeschieden, wird Don Juan ein treuer Ehemann und Vater.

G. HERR BIEDERMANN UND DIE BRANDSTIFTER

In der von Gottfried Keller her bekannten Stadt Seldwyla treiben Brandstifter ihr Unwesen. Panik bricht aus. Am Stammtisch schlägt der Fabrikant Gottlieb Biedermann mit der Faust auf den Tisch und fordert die Leute auf, die Brandstifter festzunehmen und aufzuhängen. Eines Abends bekommt Gottlieb Besuch von einem Vagabunden. Der Strolch möchte auf dem Dachboden übernachten. Biedermann vermutet in ihm einen Brandstifter, doch der muskulöse Vagabund versteht es, Biedermann auf Menschlichkeit hin anzusprechen. Ausserdem hat der Haarwasser-Fabrikant auch ein schlechtes Gewissen. Er möchte jeden Kontakt mit der Polizei vermeiden. Ein langjähriger Angestellter, der Erfinder des Haarwassers, war von Biedermann entlassen worden und hatte daraufhin Selbstmord begangen.

Am nächsten Tag sind es zwei Vagabunden, die auf Gottlieb Biedermanns Boden wohnen. Sie tragen Benzinkanister herbei. Gottlieb hilft einem der Gesellen, eine Zündschnur abzumessen. Was doch ganz klar ist, weigert sich Gottlieb zu sehen und zu hören. Er verschanzt sich hinter einer Mauer von Güte und Freundlichkeit. Mit seinen Kegelfreunden entzweit er sich, da er ihre Warnungen als Zweifel an seiner Menschlichkeit empfindet. Er hofft, sein eigenes Haus zu verschonen, indem er persönlich die Gesellen gut behandelt und also auf Dankbarkeit rechnen darf. Er lädt sie beide

zu einem grossen Abendessen ein.

Doch es kommt, wie es kommen musste, da Leute wie Gottlieb Biedermann nicht handeln wollen: Nicht nur sein Haus, sondern die ganze Stadt brennt ab. Gottlieb, obwohl er selbst den Brandstiftern die Streichhölzer gab, beteuert eifrig seine Unschuld.

Das Hörspiel unterscheidet sich wenig von der Schauspielversion. Als Handlungsort wird in beiden Seldwyla angegeben: "Seldwyla, das Sie vermutlich aus der Literatur kennen, dürfen Sie sich natürlich nicht vorstellen, wie Gottfried Keller es geschildert hat. Seldwyla ist eine heutige Stadt geworden mit allem was dazu gehört: mit Kinos, Trolleybus, Stadion, Verkehrspolizei, Kanalisation, Theater-Festspielen, Mangel an Parkplätzen usw."¹

In anderen Worten: Seldwyla ist eine Schweizer Stadt. Es gibt auch noch zwei andere Stellen, die das Hörspiel lokalisieren: "So sauber wo man steht und geht, keine Spur von Unrat, das gibt es kein zweites Mal in der Welt, eine Stadt wie dieses Seldwyla - Ehrenwort!"²

Die ironischen Bemerkungen zur Schweizer Sauberkeit sind auch im Stiller zu finden. Ein anderer Ausspruch, der die Schweiz betrifft lautet: "Das ist es ja, diese verfluchte Einmischerei überall, was ich immer sage, diese Verstaatlichung, alles wird einem vorgeschrieben, Mietpreise und Blitzableiter und alles".³

Mietpreise wurden damals tatsächlich in der Schweiz vom Staat festgesetzt. Zu der Bühnenfassung schrieb Max Frisch ein Nachspiel, in welchem Babette und Gottlieb Biedermann, überzeugt von ihrer Unschuld, auf den lieben Gott und auf seine Belohnung warten. Doch die letzte Fassung des Schauspiels bleibt ohne Nachspiel, und Frisch lässt den Chor sagen:

"Was nämlich jeder voraussieht
 Lange genug,
 Dennoch geschieht es am End:
 Blödsinn,
 Der nimmerzulöschende jetzt,
 Schicksal genannt."⁴

Biedermann ist ein Mensch, der sich vor der Verantwortung scheut. Er ist der ewige Mitläufer, die Fahne, die sich nach jedem Wind dreht. Im Hörspiel ist er ein reicher, selbstzufriedener Schweizer Spiesser, der nur an sich denkt und vor jedem Wagnis zurückschreckt. Biedermann, im Gegensatz zum Oberschullehrer in Nun singen sie wieder, wird sich seiner Schuld nicht bewusst. Er ist ein verantwortungsloser Egoist, der seine Dummheit Schicksal nennt. Er verkörpert den für Frisch verhassten Bürgertyp.

Das Hörspiel bestätigt auch Frischs Hypothese, dass die Schweizer keineswegs gegen den Faschismus gefeit gewesen wären, hätte er sie nicht von vorneherein in ihrer Existenz bedroht. Im Schauspiel gewinnt Biedermanns Person Allgemeingültigkeit - denn die meisten Menschen denken und handeln gewissenlos; er wird "Herr Biedermann in uns selbst".⁵ Im Schauspiel lassen

sich Analogien zu sämtlichen politischen Situationen ziehen. Die Brandstifter können als Kommunisten oder Faschisten interpretiert werden. Das Schauspiel ist geradezu eine Erklärung für den Erfolg des Nationalsozialismus in Deutschland.

H. DIE GROSSE WUT DES PHILIPP HOTZ

Bei der Uraufführung des Biedermann in Zürich wurde an Stelle des Nachspiels der Schwank Die grosse Wut des Philipp Hotz gegeben. Philipp Hotz, einem Schweizer Intellektuellen, einem Dichter, ergeht es ähnlich wie Biedermann. Er sagt, was er nicht meint, und was er meint, sagt er nicht, - mit dem Resultat, dass ihn seine Frau Dorli nicht mehr ernst nimmt. Um sie von seiner grossen Standhaftigkeit zu überzeugen, inszeniert er einen Wutanfall. Er sperrt seine Frau in einen Schrank, schlägt die Möbel kurz und klein und fährt, nach mehreren Verzögerungen, nach Frankreich. Dort will er in die Fremdenlegion eintreten. Nach ein paar Stunden schon liegt er Dorli wieder in den Armen - die Fremdenlegion wollte ihn nicht annehmen.

Zur Stellungnahme Frischs zur Schweiz trägt das Stück nicht allzuviel bei. Sei es, man betrachte Philipp Hotz und sein Verhältnis zu seiner Frau als repräsentativ für eine gewisse Schweizer Intellektuellenschicht.

I. ANDORRA

Am 2. November 1961 wurde das dem Zürcher Schauspielhaus gewidmete Schauspiel Andorra zum ersten Mal aufgeführt. Das Thema findet man in einer Skizze im Tagebuch 1946-1949¹ angedeutet. Frischs Hauptgebot, "Du sollst dir kein Bildnis machen", wird als Leitmotiv entwickelt.

Im Kleinstaat namens Andorra wird ein Judenjunge vom Lehrer wie ein eigener Sohn erzogen. Im Nachbarstaat regieren die gefürchteten "Schwarzen". Obwohl die Andorraner die Schwarzen fürchten, ist jeder Bürger überzeugt, dass er bis zum letzten Atemzug sein kleines, aber freies Land verteidigen würde. Die Andorraner billigen anscheinend den Judenhass der Schwarzen nicht.

Doch Andri, der Judenjunge, muss feststellen, dass ihm in der Praxis keine Menschenrechte gewährt werden. Langsam beginnt Andri zu glauben, dass er "anders" sei. Er beobachtet seinen Gang, seine Gedanken, seine Gefühle und wird gezwungen, sie als typisch jüdisch zu empfinden. Als der Lehrer, sein Pflegevater, ihm die Heirat mit Barblin, seiner Pflegeschwester verbietet, verwandelt sich seine Schwermut in Hass. Die Schwarzen marschieren in Andorra ein. Jetzt versucht der Lehrer, die Wahrheit zu sagen - Andri ist nämlich kein Jude, sondern sein eigener unehelicher Sohn. Aber es ist zu spät, denn das Bildnis von Andri ist

geformt. Niemand glaubt dem Lehrer, am wenigsten Andri selbst. Bei einer Judenschau² wird Andri weggeschleppt, ohne dass einer der einst so kampfbereiten Andorraner sich rühren würde.

Über den Handlungsort schreibt Frisch folgendes: "Das Andorra dieses Stücks hat nichts zu tun mit dem wirklichen Kleinstaat dieses Namens, gemeint ist auch nicht ein anderer wirklicher Kleinstaat; Andorra ist der Name für ein Modell."³

Im Werkstattgespräch⁴ befragt Horst Bienek Frisch über den Titel, und Frisch sagt folgendes: "Andorra ist kein guter Titel, der bessere fiel mir nicht ein. Schade! Was den Kleinstaat Andorra betrifft, tröste ich mich mit dem Gedanken, dass er kein Heer hat, um die Länder, die das Stück spielen, aus Missverständnis überfallen zu können."⁵

Was den anderen wirklichen Kleinstaat betrifft, so ist die Sache nicht so leicht abgetan. In der Skizze im Tagebuch ist es klar, dass mit Andorra die Schweiz gemeint ist. Es gibt auch noch jetzt im Stück viele Bemerkungen, die man als auf die Schweiz gemünzt empfindet. "Wir werden ein weisses Andorra haben, ihr Jungfrauen, ein schneeweisses Andorra, wenn bloss kein Platzregen kommt über Nacht."⁶

Man putzt natürlich auch anderswo; denken wir aber daran, dass Frisch die Putzwut der Schweizer schon mehrmals verspottet hat. Oder es wird gesagt: "Unsre Täler sind eng, unsre Äcker sind

steinig und steil."⁷ Von den Charaktereigenschaften der Andorraner wird gesagt: "Die Andorraner sind gemütliche Leut, aber wenn es ums Geld geht, das hab ich immer gesagt, dann sind sie wie der Jud."⁸ Dies ist ein in Europa populärer Witz über die Schweizer. Auch folgende Charakteristik passt auf die Schweizer: "Der Andorraner ist nüchtern und schlicht, sagt man, und da ist etwas dran. Der Andorraner macht keine Bücklinge. Ich hätte Titel haben können noch und noch. Andorra ist eine Republik, das hab ich ihnen in der ganzen Welt gesagt: Nehmt Euch ein Beispiel dran!"⁹

Bei einer Aufführung empfindet man besonders die selbstgerechten Reden des Arztes als auf die Schweiz zugespitzt:

"Beliebt ist kein Ausdruck. Ich habe Leute getroffen, die keine Ahnung haben, wo Andorra liegt, aber jedes Kind in der Welt weiss, dass Andorra ein Hort ist, ein Hort des Friedens und der Freiheit und der Menschenrechte."¹⁰

Und weiter:

"Wo in der Welt gibt es noch eine Republik, die das sagen kann? Ich frage: Wo? Ein Volk wie wir, das sich aufs Weltgewissen berufen kann wie kein anderes, ein Volk ohne Schuld -"¹¹

Gewiss ist es übertrieben, doch muss in der Kriegszeit sicherlich vieles in diesem Sinne gedacht und ausgesprochen worden sein. Es ist gewiss, dass sich bei der Aufführung, die ich in der Schweiz sah, das Schweizer Publikum unangenehm berührt fühlte.

Im Hinblick auf das Schauspiel als Ganzes fallen diese antischweizerischen Aussagen kaum auf. Es geht doch in erster Linie darum, zu beweisen, dass man sich kein Bildnis machen soll. Frisch zeigt uns eine Gruppe von Durchschnittsbürgern, die durch ihre Dummheit und Feigheit einen Menschen verraten. Die Bürger in Andorra, genau wie Biedermann, sind verantwortungslose Mitläufer.

Wenn Andorra nur ein Modell wäre, so sollte es möglich sein, dieses Stück in jedem Land und in jeder Sprache aufzuführen. Es hat sich aber erwiesen, dass das Stück in den Vereinigten Staaten keinerlei Erfolg hatte und vollkommen missverstanden wurde. Einerseits wurde durch den Zeitungsstreik in New York das Stück nicht besprochen; andererseits ist das Stück dem Publikum fremd:

" Isn't it interesting - the sense of fear they have in that country? Dieser 'sense of fear', dieses Gefühl der Bedrohung und Angst fehlt den Amerikanern - schön für sie! - gänzlich. Die Voraussetzung, unter der aber Andorra überhaupt erst auf die Zuschauer wirken kann, ist deren Verständnis für die Angst des in einem kleinen Land lebenden Menschen vor der Bedrohung durch eine ^Grossmacht an seinen Grenzen. Fehlt dafür die Identifikationsmöglichkeit, verliert das Stück den Spannungsbogen, der es zusammenhält."¹²

Das Stück braucht ein Publikum, das mit seinem Thema vertraut ist; das europäische Publikum, hauptsächlich das schweizerische und das deutsche, ermöglichten den europäischen Erfolg.

IV. DIE PROSA SEIT 1945

A. DAS TAGEBUCH 1946-1949 UND ALBIN ZOLLINGER

Die Publikation des Tagebuchs 1946-1949 im Jahre 1950 ist ein bedeutender Markstein im Schaffen Frischs. Es zeichnet nicht nur den bisher gegangenen Weg nach, sondern es weist auch auf zukünftiges Schaffen hin. Die Eintragungen wurden zum grossen Teil im Café de la Terrasse oder im Café Odeon am Bellevue-Platz in Zürich geschrieben. Dabei ist das Buch in keinem Sinne als ein Schlüssel zum Privatleben Max Frischs zu betrachten. Die Eintragungen bestehen zum grössten Teil aus unveröffentlichten Szenen aus früheren Werken und aus Skizzen von zukünftigen Plänen; daneben finden wir Bemerkungen über: das Schreiben, Theater, Eifersucht, Höflichkeit, die Schweiz und anderes mehr.

Das Tagebuch lässt uns Max Frisch als lebenswürdigen, klugen und bescheidenen Mann erkennen. Man erhält das Gefühl, dass hier ein Mensch ist, der sich ernstlich bemüht, die Vielfalt der Lebensphänomene zu verstehen. Im Tagebuch reflektiert Frisch über seine Leser, aber wir erhalten auch einige wenige Aufschlüsse über autobiographische Elemente in Frischs Werken: Jürg Reinhart und Anatol Ludwig Stiller, ähnlich wie ihr Schöpfer Frisch, lieben das Segeln. Wie einst Frisch¹ läuft Reinhart mit selbstmörderischen Absichten und einer Pistole umher, um

dann nach einer durchsoffenen Nacht eine Krähe damit zu erlegen. Frisch lässt Reinharts Frühwerke, wie auch seine eigenen Frühwerke, in Flammen aufgehen:

"Einmal wurde alles Geschriebene zusammengeschnürt, inbegriffen die Tagebücher, und alles dem Feuer übergeben. Ich musste zweimal in den Wald hinaufgehen, so viele Bündel gab es, und es war, ich erinnere mich, ein regnerischer Tag, wo das Feuer immer wieder in der Nässe erstickte, ich brauchte eine ganze Schachtel voll Streichhölzer, bis ich mit dem Gefühl der Erleichterung, auch der Leere weitergehen konnte."²

Die Bemerkungen über die Macht der Atombombe³ entsprechen den Aussagen des Intellektuellen in der Chinesischen Mauer. Erste Skizzen zu Nun singen sie wieder⁴, Als der Krieg zu Ende war,⁵ Santa Cruz,⁶ Öderland,⁷ Biedermann,⁸ und Andorra⁹ liegen alle im Tagebuch vor. Elemente für den Roman Stiller sind in den Skizzen "Schinz" und "Öderland" enthalten.¹⁰ Eine persönliche Anekdote weist auf Stiller hin: Bei einem Aufenthalt im besetzten Wien hat man vergessen, Frisch einen gewissen Stempel in den Pass zu drücken. Frisch kommentiert: "Ohne den Stempel bin ich zwar in Wien, kann aber Wien nicht mehr verlassen - das Ganze war sehr interessant, aufregend langweilig, aber aufschlussreich, endend bei einem Hauptmann, dem ich jetzt, wo ich den Stempel habe, eine kleben möchte. (Jede Uniform verdirbt den Charakter)"¹¹

Im Tagebuch finden wir auch eine Beschreibung des Anlasses, bei dem Max Frisch den Dichter Albin Zollinger zum erstenmal

sieht und anspricht.¹² Zufällig spielt sich diese Begebenheit in einer Bauernpinte auf dem Pfannenstiel ab, auf dem Berg, den beide Dichter lieben.

Albin Zollinger wurde 1895 geboren und starb 1941. Sein Schaffen endete zum Zeitpunkt, als Frischs Blätter aus dem Brotsack erschienen. Die Romane Pfannenstiel und Bohnenblust beeinflussten Frischs Werk massgeblich.

Die Schweizerische Landesausstellung von 1939 und die Mobilmachung waren zwei wichtige Faktoren in der Solidaritätsbewegung der Schweizer. Zollingers vorerst negative Einstellung zur Schweiz veränderte sich in eine positive Stellungnahme in den letzten beiden Werken. Seine Helden, der engen Schweiz entflohen oder ihr kritisch gegenüberstehend, kehren zurück und fühlen sich wieder als Mitglieder einer Bevölkerung, die der Kriegsdrohung entschlossen gegenübersteht.

Im Gegensatz zu Zollinger ist Frischs Einstellung zur Schweiz zuerst positiv. Er entfernt sich erst nach 1945 mehr und mehr von dieser Haltung.

Pfannenstiel ist die Geschichte eines Bildhauers. Martin Stapfer kehrt aus Paris in seine Heimat zurück. Seine ganze Liebe gehört der Gegend um den Pfannenstiel. Durch seine Kindheit und neue Wanderungen in dieser Gegend fühlt er sich mit der Natur und der Landschaft des Pfannenstiels mehr und mehr verbunden. Er erwirbt sich ein kleines Fleckchen Land mit eini-

gen alten Gebäuden, die er mit eigener Hand herrichten will. Doch rollen drei Liebesgeschichten ab, bevor das Projekt fertig wird. Seine erste Liebe gilt Marie, einer reizenden Pariserin. Doch Marie ist in seinen Freund Krannig verliebt, und, unfähig, Martin nur ihr halbes Herz zu schenken, fährt sie nach Paris zurück. Seine zweite Liebe gilt der Serviertochter Tilly. Tilly weiss, dass sie Martin intellektuell unterlegen ist. Sie verliebt sich in einen Musiker und will mit diesem zusammenleben. Doch sie stirbt an der Geburt von Martins Sohn. Martins dritte Geliebte, die Krankenschwester Elena, und er nehmen den Knaben zu sich. Eine beinahe so wichtige Figur im Roman wie Martin Stapfer ist der Lehrer und Schriftsteller Walther Byland. Byland ist das Spiegelbild Zollingers. Durch ihn erfahren wir von seinem Ärger mit Schulkindern und Behörden. Byland sagt über sich (und das gilt auch für Zollinger): "Ich gelte als Eigenbrötler. Man findet mich auch nicht schweizerisch. Es ergeht mir diesbezüglich ein wenig wie Ihnen, Herr Stapfer. Das Erbe manifestiert sich in uns nicht handgreiflich, nicht in Alphorn und Jodeln. Wir sehen die Schweiz nicht antiquarisch, nicht in Souvenirs."¹³

Doch durch die Mobilmachung bezeugt Walther seine echten Gefühle, als er willig in den Kriegsdienst zieht. Stapfer, der an der Grenze im Krankenhaus liegt, lernt den Lehrer Bohnenblust kennen und macht ihn mit Byland bekannt. Die Fortsetzung des Romans Pfannenstiel heisst Bohnenblust, oder die Erzieher. In

diesem Teil verfolgt der Autor die Figur Bylands. Byland verlässt den Lehrberuf und seine Geliebte. Er wohnt jetzt bei Bohnenblust in einem kleinen Dorf am Pfannenstiel. Hier sieht er, wie der vielbegabte Bohnenblust - er ist Musiker, Handwerker, Naturwissenschaftler und Bauer - seine Schulkinder und die ganze Gemeinde zur Freude am Echten und Natürlichen erzieht. Im Kreis von Stapfer und Bohnenblust reift Byland. Entschlossen, den Lehrberuf und seine Geliebte wieder auf sich zu nehmen, kehrt Byland in den Kriegsdienst zurück. Er stirbt, als eine Granate in seiner Hand explodiert.

Zollingers Verbundenheit mit Frisch liegt zuerst in der Liebe zur gleichen Landschaft. Es ist schicksalhaft, dass sie sich dort getroffen haben. Zollinger ist nicht nur mit der Landschaft vertraut, sondern auch mit den Leuten, die diese Landschaft bevölkern. Seine Helden wohnen und leben alle in dieser Umgebung. Die Bauern erscheinen in einem positiven Licht. Martin Stapfer verdient sich öfters seinen Lebensunterhalt, indem er ihnen bei ihrer Arbeit hilft, und Bohnenblust lebt auf seinem eigenen Hofe. Zollingers Beschreibungen der Landschaft sind lyrisch; ein Beispiel: "Die Alpen waren als eine schaumige Brandung an den Himmel hinaufgewachsen, ihre Riesen standen im neuen Schnee mit geisterhaft fernen Klippen, mit Schlüften von Zwielight, der Hermelin langer Hänge zerfloss in dem kräusligen Waldrost, dem Teppich der wärmeren Tiefen."¹⁴

Dagegen ist Frischs Sprache sachlicher und unromantisch:

"Man kann sich kaum verirren, so durchsichtig ist alles, und wenn man wieder hinauskommt, wogt es

weiter mit Hügeln und braunen Mulden, Birken stehen am Rand eines Moores, und auf finsterem Acker dampfen die Rosse, sie ziehen den Pflug, die Egge, oder man verzettelt den Mist; immer bleibt die verblauende Ferne hinter schwarzen Apfelbaumzweigen. Gebirge hangen jenseits über Räumen voll silbernem Dunst, ein Gleissen von schmelzendem Schnee; die Luft ist voll Verheissung, die Luft ist voll Ostern, und es ist mir, als wäre gestern erst Frühling gewesen.-"15

Zollingers Menschen beachten auf ihren Spaziergängen die Natur genau. Die Natur bei Frisch ist simplifiziert. Auf den vielen Spaziergängen in Die Schwierigen und Stiller wird die Umgebung fast immer nur von einer Person aus gesehen, während die andere mühsam versucht, Schritt zu halten. Frischs Menschen sind Stadtmenschen, die sich in der Natur ihre überquellenden Gefühle ablaufen. Man spaziert bei Frisch meistens am Anfang oder am Ende einer Liebesaffäre.

Die Menschen beider Dichter sind Eigenbrötler - auf verschiedene Art. Im Pfannenstiel und Bohnenblust schiessen den Helden andauernd die Tränen in die Augen. Die Möglichkeit, ihren Kummer durch Tränenenergüsse zu beschwichtigen, ist noch vorhanden. Über dieses Stadium ist Frisch hinaus; seine Menschen versuchen, auf intellektuelle Weise mit ihrem Kummer fertig zu werden: sie belächeln, verspotten oder verjagen ihn oder steigern sich in Wutanfälle hinein, wobei sie sich aber selbst zuflüstern, dass sie jetzt die Wut nicht verlieren dürfen.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass Zollingers Eigenbrötler keine Einzelgänger sind - sie haben Freunde. Diese gleichgesinnten Freunde ragen wie feste Felsen aus dem Gewühl der Menschheit hervor. Byland hilft Stapfer finanziell, dafür arbeitet Stapfer freiwillig an Bylands Zeitung mit. Bohnenblust dient dem jungen Byland als Wegweiser; die Französin Marie und der Wanderer Seume finden Hilfe bei Stapfer. Die Männer haben die gleiche Gesinnung. Die Menschen bei Frisch dagegen sind allein. Jürg Reinhart, Stiller, Öderland, Biedermann, Philipp Hotz und Andri haben keine Freunde. Meistenteils sind es Frauen, die ihnen eine Art Schutz und Trost gewähren, doch einen echten Freund hat keiner. Stiller, zum Beispiel, befreundet sich mit dem Staatsanwalt Rolf, doch ist es ihm nicht vergönnt, mit dem Anwalt einen wirklichen Kontakt zu finden. Er ruft den Anwalt nachts an, um dann gesprächlos am Telefon zu stehen. Frisch selber spricht im Tagebuch von keinem Freund.

Das Verhältnis zur Schweiz ist bei Zollinger intensiver als bei Frisch. Die Charaktere in Pfannenstiel und Bohnenblust beschäftigen sich in ihren Gedanken und Diskussionen fast nur mit Schweizer Problemen. Als Aussenseiter empfindet man diese intensive Beschäftigung beinahe als Staatsnarzissismus des Autors. Dabei will Zollinger alles andere als Lokalpatriotismus treiben: "Nichts gegen die Heimat, aber alles gegen die Heimatekümelei, die eine Unterschätzung der Heimat ist. Über aller Heimat hinweg wölbt sich der Menschheit Himmel."¹⁶

Es gelingt ihm nicht, dieses Heimatgefühl über die Berge hinaus zu tragen. Bei Zollinger kann man sich oft des Gefühls der Klaustrophobia kaum erwehren. Er spricht, als ob er nie aus seinen Zürcher Voralpen hinausgekommen wäre. Frisch sagt: "Heimat ist unerlässlich, aber sie ist nicht an Ländereien gebunden. Heimat ist der Mensch, dessen Wesen wir vernehmen und erreichen."¹⁷ Die Schweiz steht für ihn nicht unbedingt im Zentrum des Interesses; genau so wichtig oder wichtiger sind ihm: der Kongress in Warschau, die deutsche Nachkriegssituation, die Atombombe, Amerika, etc. Das Tagebuch ist ein überzeugender Beweis für seine Aufgeschlossenheit und Weitsicht.

Es ist nur natürlich, dass die Landesausstellung und die Mobilmachung von 1939 das Interesse der Schweizer an der Heimat festigten. Zollinger und Frisch waren beide von der Landesausstellung begeistert. Im Pfannenstiel lesen wir: "Es war keine blosse Messe, es war die künstlerisch überlegte Veranschaulichung einer Art mit deutlichem Willen zur Demonstration selbst einer Weltauffassung, mit einer Spitze, sei es, gegen Doktrinen, welche das Ländchen ohne Lebensraum, ohne Kolonien, ohne Meerhäfen nicht anders als mit der Buntheit der Leistung widerlegen wollte."¹⁸

In Blätter aus dem Brotsack beurteilt Frisch die Ausstellung folgendermassen: "Wir denken noch oft an die Landesausstellung. Natürlich besonders nach unserem Urlaub. Sie kam wohl zur äussersten, zur besten Zeit. Wie begeisterte sie uns, unter viel

anderem, für den Grundzug schweizerischer Eidgenossenschaft, für diese freie Bruderschaft verschiedener Sprachen!"¹⁹

Zu Kriegsbeginn wurden die Schweizer Männer zum Grenzdienst aufgeboten. Wieder sind Zollinger und Frisch sich einig in ihrem Verhalten. Beide sind sich bewusst, dass die Verteidigung eine Notwendigkeit ist. Zollinger schreibt über Stapfer: "Die Demokratie, das Vaterland in Gefahr, erweckten in ihm eine Zärtlichkeit, deren er sich vordem als einer Philisterregung ohne Zweifel geschämt hätte."²⁰

Im gleichen Sinne schreibt Frisch: "... wir werden unser Vaterland lieben und es verteidigen, niemals es anbeten."²¹

Beide Schriftsteller sind keineswegs überzeugt, dass die Schweiz dem Faschismus widerstanden hätte. Sie empfinden es eher als glücklichen Zufall, dass die Schweizer sich entschlossen hatten, gegen den Faschismus zu kämpfen. Hauptsächlich empört sich Max Frisch über die Selbstzufriedenheit, mit der man in dem kleinen Staat die bösen Nachbarn betrachtet. In Andorra wird es klar, was Frisch von den Schweizern im Falle eines Überfalles nachträglich erwartet hätte. Wohlgemerkt wurden diese pessimistischen Gedanken auch erst geäußert, als die Gefahr schon seit Jahren vorbei war.

Zollinger schrieb damals: "Der Hass auf Kommunismus und Faschismus ist mir ein wenig zu aufgeregt. Ein Volk von Selbstbewusstsein aus gutem Gewissen blickt mit Überlegenheit auf Dinge, die es für Irrtümer hält, so wie ein guter Christ die Schwä-

che des Nächsten wohl beurteilt, aber nicht zum Anlass von Szenen nimmt."²²

Frisch übernimmt diese Ansicht und formuliert sie noch schärfer und genauer: "... ich bin restlos überzeugt, dass auch wir, wäre uns der Faschismus nicht verunmöglicht worden durch den glücklichen Umstand, dass er von vornherein unsere Souveränität bedrohte, genau so verzagt hätten, wenn nicht schlimmer zumindest in der deutschen Schweiz."²³

Über den Spanienkrieg sind Frisch und Zollinger einer Meinung. Zollinger schreibt: "Von den in Todesnot kämpfenden Bergarbeitern und Bauern sprachen die Herrenblätter Helvetiens nicht anders als von den Roten, einer Meute kulturloser Bilderstürmer, während ihrer Behauptung nach der Mann nach verschiedenem Muster als ein Ausbund von Rechtlichkeit und Bildung nur die höheren Belange verteidigte."²⁴

In Stiller lässt Frisch den ehemaligen Spanienkämpfer Stiller über die Schweiz fluchen: "Und glaube, was in unseren Zeitungen steht; sie lehren dich schon, wer die Banditen sind. Genau wie damals!"²⁵

Zollinger, mehr noch als Frisch, klagt an. Er ist gegen die Kapitalisten, Opportunisten und Spekulanten, die sich in der Schweiz breitmachen. In Pfannenstiel schimpft er über die wenigen, welche die Macht der Presse kaufen können, sich beim Ausbruch des Krieges in ihre Ferienhäuser verziehen, und trotz

Unwissenheit die Künste finanziell dirigieren. Zollinger ist ein überzeugter Sozialist. Diese tiefe Überzeugung fehlt Frisch. Auch er ist im Grunde Sozialist, es bleibt aber bei einer Art von Salon-Sozialismus. Ausser in Biedermann tritt Frisch in keinem seiner Werke gegen den Kapitalismus auf. Zollingers und Brechts linksgerichtete Überzeugungen waren von geringem Einfluss auf Frisch.

Zollingers Charaktere sind ernsthafte, etablierte Bürger, denen die Verhältnisse in der Schweiz konstant Sorgen bereiten; Frischs Stiller ist ein Versager, der am Vaterland herumörgelt. Eine Eigenschaft der Schweizer, die beiden Schriftstellern verdächtig ist, ist ihre Angst vor Kritik: "An Ort und Stelle erschrak ich recht eigentlich über die Beobachtung von so viel Selbstgefälligkeit eines Volkes, das eine Andeutung von Kritik schon als Landesverrat empfindet, selber aber vom hohen Thron seiner Unfehlbarkeit aus alle Welt schulmeisteret."²⁶

Die gleiche Meinung trifft man bei Frisch im Tagebuch, wo man liest: "Nihilist in diesem Sinn, wie unsere Presse es meint, ist auch der Arzt, der mich heute geröntgt hat, statt dass er meine Wange schminkt; denn was zum Vorschein kommt, wenn er röntgt, wird nicht schön sein -. Was sie positiv nennen: Die Angst vor dem Negativen."²⁷

Diese Empfindsamkeit wird in Stiller in der Person des sturen Rechtsanwaltes verkörpert. Für den Rechtsanwalt ist

tatsächlich jeder Zweifel schon ein Verrat. Er bringt Stiller durch seine Subjektivität der Schweiz gegenüber in rote Wut. Zollinger, mehr noch als Frisch, war daran interessiert, sein Vaterland durch die Blosslegung offensichtlicher Mängel wachzurütteln. Es muss ihn zur Verzweiflung gebracht haben, dass seine Landsleute seine Kritik ignorierten und ihn praktisch als Verräter brandmarkten. Frisch, der offenbar einsah, dass er seine Landsleute nicht ändern kann, zog die Konsequenzen und verliess die Schweiz.

Eine andere Eigenschaft, die beide Schriftsteller bemängeln, ist die Unhöflichkeit und Unfreundlichkeit ihres Volkes. Zollinger schreibt: "Woher aber kommt die eigenartige Rüpelhaftigkeit dieses Volkes? Man ahnt, es wendet sie irgendwie als Stachelhaut an - gegen was und wen denn? Man hat euch doch die Integrität eures Landes feierlich garantiert."²⁸

In Pfannenstiel findet Martin Stapfer fortwährend Anlass, auf die Jugend und das Alter zu schimpfen. In Zürich wird er von ein paar Flegeln angerempelt. Im Gasthaus seines Dorfes kommt es beinahe zu einer Schlägerei, als die alten Herren in der Pinte die Serviertochter, Martins Freundin, belästigen.

Im Tagebuch bemerkt Frisch zweimal, während seiner Polenreise, wieviel fröhlicher und freundlicher die Gesichter dort sind.²⁹ In Stiller heisst es einmal: "Nach den Stimmen auf der Strasse zu schliessen, wenn der Pressluftbohrer einmal aussetzt,

wird hier viel geschimpft, selten gelacht."³⁰ Alles Staatspersonal in der Schweiz verschanze sich hinter einer Mauer von Unhöflichkeit und Grobheit. Stillers Hass auf alles Uniformierte ist notorisch.

Auch unter Freunden und Bekannten scheint sich Frisch in der Schweiz nicht wohl zu fühlen. So schreibt er, als er in Harlaching im Mai 1946 zwei Wochen bei jungen Deutschen wohnt:

"...dass jedes andere Volk, was Gastfreundschaft betrifft, begabter scheint als das unsere. Vielleicht hängt es mit den geringen Entfernungen zusammen, die in unserem Lande vieles bestimmen; vor allem aber mit dem Umstand, dass wir aus der Gastfreundschaft, die zu den schönsten Regungen gehört, ein Gewerbe machen mussten. Jedenfalls fühle ich mich in diesem Hause leichter und freier, selbstverständlicher, als wenn ich bei Landsleuten wohne."³¹

Die Enge der Heimat bedrückt ihn nicht nur in geographischer, sondern auch in menschlicher Hinsicht. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aus der Zeit der Mobilmachung hat sich im Tagebuch schon in ein starkes Unbehagen verwandelt. Der Verfremdungsprozess hat Fortschritte gemacht.

Anatol Ludwig Stiller, so wie sein Vorgänger Martin Stapfer, ist Bildhauer. Von beiden lernt man wenig über die Bildhauerei. Stapfer, wie Stiller, hatte nur bescheidenen Erfolg,

doch ist es Stapfer möglich, dank seinem Charakter und der Hilfe seiner Freunde, sich durchzusetzen. Stiller sattelt zum Töpferhandwerk um.

Zu den wichtigen Auseinandersetzungen mit der Schweiz gehört der Versuch Bylands, eine Zeitschrift zu gründen. Die Zeitschrift, die sich "Pfannenstieler" nennt, wird von einer Gruppe gleichgesinnter Freunde geschrieben, die mit liebevoller Hingabe versuchen, ein neues Ideal in das Kulturleben der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu bringen. Ihre Bemühungen ernten nur Schmähungen und stille Verachtung: "...er sprach wie in Watte hinein."³² Die Verzweiflung über den Misserfolg ist echt; Zollinger hatte selbst ähnliche Erfahrungen gemacht.

Zollinger ist nicht fähig, sich von seinem Lehrerberuf zu lösen. Er will mit aller Macht belehren und bekehren. Dieser didaktische Ton macht sein Werk fast unverdaulich.

Frisch schreibt in einem Vorwort zur Gesamtausgabe Zollingers:

"Albin Zollinger lesend nach zwanzig Jahren, von heute aus, wo auch die Schweiz durch die offenen Grenzen wieder etwas anderes ist, können wir uns des schmerzlichen Eindrucks nicht erwehren: Er hat sich kleiner gemacht, um eine Umwelt zu haben, die Umwelt, die damals als einzige zur Verfügung stand. Seine schöne Wildheit, da sie nicht auf Welthaltiges stösst, sondern auf eine Aussparung der Geschichte, wird skurril; seine Leidenschaft deformiert sich auf Lokales, und er versucht, um durch Vision zu entkommen, aus dem Bachtel einen Vesuv zu machen."³³

Obgleich er so viele Ansichten mit Zollinger teilt, fühlt sich Frisch keineswegs berufen, seine Landsleute zu retten. Vielleicht seine einzige Tat, die dem Werk Zollingers in didaktischer Hinsicht nahesteht, ist sein Plan für eine lebendige Schweizer Stadt, dargestellt in Achtung: die Schweiz. Auch er sprach dabei in Watten, und seine Pläne blieben Pläne.

Was die Beziehungen des Schweizers zur Kunst betrifft, so haben die beiden Dichter ungefähr dieselben Ideen. Zollinger schreibt: "Der Kunst an sich misstrauen die Schweizer; sie nehmen sie nur in ihrer Anwendung, in einer Verbindung mit dem Nützlichen."³⁴ Seine geringschätzigste Meinung über den Geschmack des gewöhnlichen Publikums lässt ihn in tiefen Pessimismus über die Zukunft der Kultur verfallen. Sein Lehrer Bohnenbust dient als Vorbild für die Wiederauferstehung der Kultur. Der Lehrer erzieht seine Kinder, das Echte und das Natürliche zu wählen und zu lieben.

Frisch findet auch, dass der Schweizer Kultur nur mit Nützlichem verbinde, aber er sieht hierin keine Gefahr für die Kultur. Im Gegenteil, im Tagebuch schreibt er, dass durch dieses reale Verhältnis zur Kultur der Künstler gezwungen wäre, sich immer wieder Rechenschaft zu geben, und dass der Leerlauf in eine rein ästhetische Kultur damit unmöglich werde.³⁵

Max Frisch war im bürgerlichen Beruf und als Schriftsteller erfolgreicher als Zollinger. Der Auftrag der Stadt Zürich, ein

öffentliches Schwimmbad zu bauen, sicherte seine Stellung als Architekt; der Erfolg seiner Werke wird von Jahr zu Jahr grösser. Im Tagebuch beschreibt er seine Arbeit am Schwimmbad. Er hatte Mühe und Ärger mit den Behörden. Doch "Letzigraben," das Endresultat, steht da als etwas Sichtbar-Positives. Vielleicht ist es das sichtbare Resultat, das Zollinger fehlte, der ein verbitterter Schulmeister war. Seine intensive Beschäftigung mit der Schweiz führte ihn zu Werken, die ausserhalb der Schweiz kaum gelesen werden können. Im Gegensatz dazu liess sich Frisch, trotz seiner Verehrung für Albin Zollinger, nicht zur Heimatkunst verleiten.

B. STILLER

Der Roman Stiller ist wie ein Kaleidoskop, in dem man bei öfterem Lesen immer mehr Persönlichkeiten, Situationen und Möglichkeiten entdeckt. Der Inhalt ist folgender: Ein Mann, ein amerikanischer Staatsbürger namens White, wird an der Schweizer Grenze verhaftet. Er wird beschuldigt, der vor sechs Jahren verschwundene Schweizer Bildhauer Anatol Ludwig Stiller zu sein. Gegen Stiller liegt irgendein Verdacht vor. White behauptet, er sei nicht Stiller. Sein Schweizer Rechtsanwalt gibt ihm leere Hefte und fordert ihn auf, sein Leben niederzuschreiben. Die erste Hälfte des Romans besteht aus den Betrachtungen des angeblichen Mr. White über Stiller. Der Bericht des Staatsanwaltes vervollständigt den Roman. Mr. White wird mit der Frau, dem Stiefvater, dem Bruder und dem Bekannten Stillers konfrontiert. Sie alle behandeln den Gefangenen als den verschwundenen Stiller. Nach den Berichten des Mr. White ist er selber ein kunstfremder, abenteuerlicher Amerikaner. Sein Schweizer Gefängniswächter ist begeistert von Whites Erzählungen aus Amerika. Mr. White erzählt dem Wächter von seinen angeblichen Morden; von Negern, Cowboys und Mexikanern. Seinen Rechtsanwalt, Dr. Bohnenblust, verärgert er jedesmal mit einer seiner Geschichten. Mr. White verliebt sich in Frau Julika Stiller-Tschudy, die Gattin Stillers. Sie ist eine graziöse, rothaarige Ballerina. Ihre Ehe mit Stiller muss, nach dem Bericht zu ermesen, eine Qual gewesen sein. Stiller, der

sich nicht für das Ballett interessierte, verstand ihre Leidenschaft nicht. Ihre Müdigkeit empfand er als Laune; er bemängelte ihre Interesselosigkeit an seiner Arbeit. Schliesslich begann er eine Affäre mit einer kulturfreudigen Gesellschaftsdame. Doch für Sibylle, Frau des Staatsanwaltes, ist Stiller auf die Dauer auch nicht der richtige Mann. Nach einem Besuch bei der an Tuberkulose erkrankten Julika in Davos verschwindet Stiller für sechs Jahre. Am Ende des Berichtes erfährt man, dass Mr. White gerichtlich verurteilt worden ist, sich selbst, also Stiller, zu sein.

Der Bericht des Staatsanwaltes beendet das Buch. Rolf, der Staatsanwalt, der Mann der früheren Geliebten Stillers, wird Stillers Freund. "Freund" ist vielleicht nicht der geeignetste Ausdruck, aber man hat das Gefühl, dass Rolf Stiller versteht. Rolf berichtet, dass Stiller und Julika sich in der Westschweiz, auf einem verwilderten kleinen Grundstück, niedergelassen haben. Julika gibt wieder Ballettunterricht, und Stiller macht Keramiken. Ihre neue Ehe ist noch immer ein erfolgloses Nebeneinanderleben. Julika stirbt an einer Lungenoperation, und von Stiller heisst es: "Stiller blieb in Glion und lebte allein."¹

Stiller ist ein Eheroman. Drei Verbindungen werden untersucht: Julika und Stiller, Sibylle und Rolf, und Sibylle und Stiller. Stiller und Julikas Ehe scheitert, denn jeder Partner macht sich ein Bild des anderen und ist unfähig, mit der echten Person zu leben. Stiller, der feminin veranlagt ist, fühlt sich der frigi-

den Julika gegenüber als unzulänglich. Bei ihrem zweiten Eheversuch stellt er fest, dass sie sich nicht verändert hat, während er erwartet hatte, in ihr eine neue Persönlichkeit zu finden.

Sibylle und Rolf führen immer mehr eine Gewohnheitsehe, aus der Sibylle durch ihre Affäre mit Stiller flieht. Als ihr Verhältnis mit Stiller zerbricht, fährt sie nach Amerika. Von dort aus holt Rolf sie wieder zurück. Hans Mayer meint, dass diese Ehe eine Parodie auf die Ehekrisen der Weltliteratur sei.² Der Staatsanwalt fragt Stiller nach Anna Karenina und Effie Briest, und Rolf selber erlebt den Ehebruch seiner Frau mit dem Bewusstsein, an einer Parodie teilzunehmen.

Das Verhältnis zwischen Sibylle und Stiller ist vielleicht in mancher Hinsicht das glücklichste. Für Sibylle ist der Künstler und frühere Spanienkämpfer eine neue und ungewöhnliche Erscheinung. Seine Schüchternheit und Unbeholfenheit reizen sie. Für Stiller ist Sibylles bürgerliches, unkompliziertes Wesen anziehend. Sibylle erwartet von Stiller, dass er, so wie Rolf, die Rolle des starken Mannes übernehme und sie beschütze. Doch Stiller ist ein Versager; er ist keine Beschützernatur. Sibylle kommt selber zu dieser Einsicht und lässt Stillers Kind abtreiben.

Ein Thema, das in Die Chinesische Mauer, Santa Cruz und Die Schwierigen nur angedeutet wird, ist die Angst vor der Wiederholung -!³ Stiller ergeht es ähnlich wie dem Staatsanwalt in Graf Öderland. Beide fliehen aus ihrem Leben in die Freiheit.

Der Staatsanwalt bahnt sich mit der Axt seinen Weg, um am Ausgangspunkt, seinem aktenbeladenen Zimmer, selber die gehasste Ordnung zu repräsentieren. Nach einem angeblich abenteuerlichen Leben in Amerika kehrt Stiller in ein eigenbrötlerisches Leben am Genfer See zurück.

Aus Fernweh ist also Flucht geworden. Bezieht man die Fluchtgedanken auf die Schweiz, so ist es wichtig, festzustellen, dass Frisch diesen Versuch misslingen lässt. Für den Typ Stiller gibt es keine Flucht - weder in Abenteuer, noch Aesthetizismus, noch Heimatkunst. Zollinger lässt seine Charaktere in ihrer Verbundenheit mit der Natur und mit der Heimat Heilung finden. Stiller erlebt auf seiner "ferme vaudoise"⁴ keinen Nachsommer.

Stiller bedeutet ein neues Stadium in Frischs Verhältnis zur Schweiz. Bis zum Stiller blieb es bei Traumreisen und Trauminseln. In Graf Öderland herrscht schon ein neuer Ton. Doch ist dem Staatsanwalt der Fluchterfolg nicht vergönnt. Stiller ist erfolgreicher. Er verlässt konsequent seine kranke Frau, seine Geliebte, seine Heimat und seinen Beruf. Er verlässt sie nicht nur, er verneint sie. Er ist nicht mehr Stiller; Stiller ist eine fremde Gestalt, die nicht mehr zu ihm passt.

In Amerika lebt er scheinbar vollkommen frei und ungebunden: "Ich konnte gehen wohin ich wollte, und doch war es eine grässliche Zeit"⁵. Aus unerklärlichen Gründen kehrt er, der Geflohene, in die Schweiz zurück und wird verhaftet. Indem er

zurückkehrt, ist Stiller ein Versager.

Der Roman Stiller wurde von Frisch während eines einjährigen Aufenthalts in den U.S.A. geplant und kurz darauf geschrieben. Dieser Aufenthalt verlieh Frisch eine grössere Distanz zur Schweiz. Stiller enthält viele bissige, ironische Bemerkungen über die Schweiz. Im Tagebuch ist die Kritik an der Schweiz ernst und bedacht, in Stiller ist sie witziger und daher wirkungsvoller.

Viele Schweizer haben es Frisch übelgenommen, dass er so schnöde über ihr Land herfiel. Wie Frisch, so sieht auch Stiller nach seinem Amerika-Aufenthalt die Schweiz objektiver und mit grösserem Scharfblick für ihre Unzulänglichkeiten.

Stiller versucht die Schweiz lächerlich zu machen. Was ihn stört, sind nicht so sehr die grossen Probleme, wie etwa die Schweizer Neutralität, das Schweizer Verhältnis zur Welt, die Atombombe usw., sondern die Kleinlichkeiten des Schweizer Alltags.

Ein anständiger Schweizer Bürger liebt Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit, seine Vorfahren und sein Vaterland. Er bleibt im Land und nährt sich redlich, beteiligt sich am politischen Leben, hat seinen Stammtisch und sorgt für seine Familie.

Bei Frisch trifft man, in Bezug auf diese Eigenschaften, drei Typen von Menschen. Die humorlose Verkörperung dieser Eigen-

schaften (der Oberst in Die Schwierigen und der Rechtsanwalt Dr. Bohnenblust in Stiller); 2. Der zweifelnde Spessbürger (Ammann in Die Schwierigen und Rolf in Stiller); 3. Die Verneiner dieser Eigenschaften, die durch Jürg Reinhart und Anatol Ludwig Stiller verkörpert werden.

Es ist natürlich, dass die beiden extremen Charaktere sich in den Werken fremd und oft feindlich gegenüberstehen:

"...so dass es eigentlich keinen Sinn hat, mit meinem Verteidiger über die Schweiz zu reden; jeder Gedanke, der die Schweiz etwa in Frage stellt, erstickt unter einer Fülle historischer Tatsachen, die nicht zu bestreiten sind, und am Ende, wenn man seine Schweiz nicht einfach lobt, hat man immer unrecht ...Vielleicht ist es nur seine Temperamentslosigkeit, was mich so masslos reizt, seine Korrektheit, seine Mässigkeit; er ist mir an Intelligenz überlegen, doch verwendet er seine ganze Intelligenz lediglich darauf, keine Fehler zu machen. Ich finde diese Leute grässlich!"⁶

Und was für die Gefühle der einzelnen Charaktere gilt, gilt auch für die Gefühle Stillers gegenüber seinen Mitmenschen. Stiller, und in diesem Fall auch Frisch, sehen die Masse der Schweizerbürger als brave Spiesser. Sie stehen ihnen misstrauisch und abwägend gegenüber. So lesen wir:

"Schlimm bleibt der unverständliche Ansager aus einem nachbarlichen Radio, das tägliche Geschepper der Kehrichtabfuhr und die wilde Teppichklopferei aus hallenden Höfen. Man hat hierzulande eine fast krankhafte Angst vor dem Unrat, scheint es. Gestern sind sie dazu

übergegangen, mich mit dem Gestotter eines Pressluftbohrers zu unterhalten; irgendwo reissen sie die Strasse auf, um sie später wieder zu pflastern. Oft habe ich das Gefühl, der einzige mussevolle Mensch in diesem Städtchen zu sein. Nach den Stimmen auf der Strasse zu schliessen, wenn der Pressluftbohrer einmal aussetzt, wird hier viel geschimpft, selten gelacht."⁷

Später heisst es: "Die Körperpflege in der Schweiz, finden wir beide, steht in einem bemerkenswerten Widerspruch zu ihrer sonstigen Reinemacherei. Er erzählt mir von seiner hiesigen Wohnung, wo er, laut Vertrag, ebenfalls nur am Wochenende mit warmem Wasser duschen durfte."⁸

Dass dieser Mangel einem erst richtig ins Auge sticht, nachdem man in den Vereinigten Staaten uneingeschränkten Warmwasserverbrauch genossen hat, liegt auf der Hand. Der Mangel an Körperpflege ist vielleicht nicht so offensichtlich wie die Putzwut. Und es ist für Stiller und Frisch bezeichnend, dass die Reinemacherei ihnen so stark auffällt. Es ist, als ob man mit dem Putzen ein schlechtes Gewissen reinwaschen möchte.

Die Beziehung Stillers zu seiner Zelle lässt sich erweitern zur Beziehung Frischs zur Schweiz:

"Meine Zelle - ich habe sie eben mit meinem Schuh gemessen, der nicht ganz dreissig Zentimeter hat - ist klein wie alles in diesem Land, sauber, so dass man kaum atmen kann vor Hygiene, und beklemmend gerade dadurch, dass alles recht, angemessen und genügend ist."

Nicht weniger und nicht mehr! Alles in diesem Land hat eine beklemmende Hinlänglichkeit. Ich habe gemessen: Länge 3,10 Meter, Breite 2,40 Meter, Höhe 2,50 Meter. Ein humanes Gefängnis, man kann nichts dagegen sagen, und darin liegt die Gemeinheit. Keine Spinnweben, kein Schimmel an den Wänden, nichts, was die Empörung rechtfertigen würde! Es gibt Kerker, die gestürmt werden, wenn das Volk davon hört; hier gibt es nichts zu stürmen... Und trotzdem ist es ein Kerker, und es gibt Augenblicke, da man brüllen möchte. Man tut es nicht, so wenig wie in einem Geschäftshaus."⁹

Es ist die "beklemmende Hinlänglichkeit" alles Schweizerischen, die Frisch immer wieder reizt. Der Mangel an etwas Grossartigem, die Neutralität, das saubere, hygienische Dahinleben der Schweizer Massen bedrücken ihn. Die Schweiz ist für Frisch so bemessen und beschränkt wie Stillers Zelle. Die Zelle ist ein Symbol für die Schweiz.

Das eigenartige an diesem Verhältnis ist die Tatsache, dass Frisch der Schweiz eigentlich noch objektiv gegenüber steht. Er ist kein Eiferer. Im Gegensatz zu Zollinger ist er nicht bemüht, seine Landsleute zu retten oder zu verändern. Es bleibt bei ihm beim Berichten, meist sachlich, manchmal mit Ironie oder Wehmut. Er ist kein Moralist.

Es gibt eine ironische Skizze in Stiller, in welcher das Militär, oder genauer ein Zeughaus, lächerlich gemacht wird.¹⁰ Mr. White wird ins Zeughaus gebracht, um die vermotteten und verwahrlosten Kleider Stillers anzusehen. "Zwei eidgenössische

Zeughäusler, beide verfettet und bleich von lebenslänglicher Kampferluft, ersetzen das Militärische vorzugsweise durch einen griesgrämig-knappen Ton."¹¹

Eine biographische Note ist der Traum vom Hauptmann, welcher Stiller droht, ihn an den "rechten Platz" zu schicken, wenn es losgeht.¹² Man findet die gleiche Situation im Blätter aus dem Brotsack.¹³ In Stiller wird diese Anekdote folgendermassen kommentiert:

"Militär scheint auch in der Schweiz etwas Heiliges zu sein, und mein Verteidiger kann's nicht dulden, dass man schlecht davon träumt. In Wirklichkeit, behauptet er, könne eine so ungehörige, geradezu verbrecherische Androhung seitens eines schweizerischen Offiziers niemals stattfinden. Dafür bürgere ich! sagt er mit dem Stolz eines schweizerischen Offiziers, schätzungsweise eines Majors. Dafür bürgere ich! sagt er mehrere Male."¹⁴

Das folgende Zitat, eine Rede Bohnenblusts an Stiller, weist auf den von Frisch gehassten Bürgertyp hin:

"Also Kopf hoch, nirgends so schön wie in der Heimat, ab und zu eine Reise natürlich, damit wir die Heimat aufs neue schätzen lernen, aber Wurzeln braucht der Mensch und gewiss auch der Künstler in mir, Wurzeln, darauf kommt es an, Wurzeln und nochmals Wurzeln, Millionen ohne Heimat, also Dankbarkeit meinerseits am Platze, nicht alles von der bösen Seite sehen, ein bisschen Liebe zu den Menschen, auch Schweizer nur Menschen..."¹⁵

Er fährt fort:

"... auch ein anständiger Künstler kann in der Schweiz so viel verdienen, dass eine massvolle Fortpflanzung

nicht als ausgeschlossen bezeichnet werden darf, grossartige Stipendien allerenden, Charakter des betreffenden Künstlers vorausgesetzt und dies mit Recht, weiss Gott, mit Recht, keine Kinder von Trinkern und Linksverdächtigen, die Freiheit ist ein köstliches Gut, kurzum, die Schweiz noch immer ein ideales Land und nicht zu vergleichen mit dem traurigen Frankreich..."¹⁶

Der Widerwillen über die Kleinlichkeit dieser Spieser ist offensichtlich. Stipendien, aber nur für charakterfeste Leute! Die Angst vor einem Wagnis steckt ihnen in den Knochen. Sie sind selbstgerecht und überzeugt von der Qualität ihrer Taten. Der Tonfall des Rechtsanwaltes erinnert an Gottlieb Biedermann. Die Art, Lebensweisheiten von den Lippen träufeln zu lassen, während man sich selber auf die Schulter klopft, ist dieselbe. Bohnenblust und Biedermann sind Leute, die sich selbst nicht mehr objektiv betrachten können. Stiller sagt einmal in seiner Zelle zu einem Bekannten: Ich finde,

"dass die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch stets geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will... Sie helfen sich, indem sie das Bedürfnis nach Grösse schlechterdings verpönen. Ist es aber nicht so, dass der gewohnheitsmässige und also billige Verzicht auf das Grosse (das Ganze, das Vollkommene, das Radikale) schliesslich zur Impotenz sogar der Phantasie führt? Die Armut an Begeisterung, die allgemeine Unlust, die uns in diesem Land entgegenschlägt, sind doch wohl deutliche Symptome, wie nahe sie dieser Impotenz schon sind..."¹⁷

Auf dieses Zitat folgen Stiller-Frischs Gedanken über die Architektur in der Schweiz.¹⁸ Er bemängelt auch hier die Angst vor dem Wagnis, die Flucht in die Vergangenheit. Einiges, was hier gesagt wird, findet man auch in dem Pamphlet Achtung: die Schweiz.

Auch in Stiller finden wir nur zwei Sorten von Frauen. Solche, die von ihren Männern umhegt und verhätschelt werden, und die Selbständigen. Frischs Frauen sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um irgendein tieferes Interesse für die Schweiz zu haben. Für sie ist das Frauenstimmrecht kein Problem.

Im Gegensatz zu Keller gewährt Frisch keinen Einblick in die Schweizer Gesellschaft. Er greift ein paar Typen heraus. Frischs Menschen sind gewöhnlich Intellektuelle. Um die Gemeinschaft, um den Staat kümmern sie sich wenig. Die Gesetze des Staates werden von ihnen höchstens als Freiheitsbeschränkungen empfunden. Gottfried Kellers Heinrich Lee kehrt aus der Fremde zurück und ist fähig, seine staatsbürgerlichen Pflichten auf sich zu nehmen: "... da wandelte mich die begeisterte Lust an, mich als einzelner Mann und widerspiegelnder Teil des Ganzen zum Kampfe zu gesellen und mitten in demselben mich mit regen Kräften fertig zu schmieden zum tüchtigen und lebendigen Einzelmann..."¹⁹

Auch Kellers Martin Salander beteiligt sich am politischen Leben seines Staates. Beide sehen, dass auch in ihrer Republik

nicht alles in Ordnung ist; doch mit ihrer ehrlichen, idealistischen Überzeugung hoffen sie, zum Guten beitragen zu können.

Albin Zollinger lässt seinen Martin Stapfer, wenn er auch ein Eigenbrötler ist, am politischen Leben teilnehmen.

Frisch ist im Grunde auch davon überzeugt, dass ein Bürger die Verantwortung für das Tun seines Staates tragen muss. In Stücken wie Nun singen sie wieder, Biedermann und Andorra will er ja gerade zeigen, was geschieht, oder geschehen kann, wenn ein Bürger seine politischen Pflichten vernachlässigt oder sie aus Dummheit, Faulheit oder Angst überhaupt nicht ausübt.

Stiller ist ein Nörgeler; er ist kein staatsbewusster Bürger. Nach seiner Verurteilung erkennt er selber, dass die Rolle, die er gespielt hat, nicht mehr passt. Es heisst von ihm zum Schluss: "(....so ist es klar, dass unser Freund, nachdem er sich selbst endlich angenommen, keinen Grund mehr hatte, den Fremdling zu spielen; er nahm es an, Schweizer zu sein.)"²⁰

C. ACHTUNG: DIE SCHWEIZ

Achtung: die Schweiz ist das "Ergebnis einer Diskussion zwischen Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter, unter Zuzug der Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz sowie zweier Vertreter der Wirtschaft, eines Staatsbeamten und eines kantonalen Parlamentariers."¹

Die Verfasser des Pamphlets befassen sich mit einem Plan für die Schweizer Landesausstellung von 1964. Sie versuchen die Bedeutung der Schweiz in der gegenwärtigen Weltsituation zu analysieren. Dabei stellen sie fest, dass die Schweiz keine grosse Rolle spielt, und auch nicht spielen will. Die meisten Schweizer vertrauen auf die Konjunktur und erleben die Tagesereignisse nur als Zuschauer: "In der entscheidenden Auseinandersetzung unserer Zeit sind wir bis zum heutigen Tag beiseite gestanden, erfüllt von einem Gefühl, ohnmächtig zu sein im Streit der Grossen."²

Die Autoren des Pamphlets verlangen aktive Teilnahme der Schweiz am Weltgeschehen. Als kleines Land könne dies nur geschehen, wenn man seine Eigenart, seine Lebensweise vor der Welt manifestiere.

Die Landesausstellung von 1939 sei eine solche Gelegenheit gewesen. In dieser kritischen Zeit gelte es, sich selbst, mehr noch als der Welt, zu beweisen, wofür man lebe. Zollinger und

Frisch waren damals von der Landesausstellung und ihrer Wirkung auf die Schweizer Moral begeistert gewesen. Doch für das Jahr 1964 müsse man einen neuen Weg, eine neue Form finden.

Es wird vorgeschlagen, eine Stadt zu bauen. Diese Stadt soll kein endgültiges Modell für alle anderen Städte sein, sondern ein Versuch, endlich einmal mit allen technischen Möglichkeiten und Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zu planen und zu bauen. Die jetzigen Baugesetze in der Schweiz seien veraltet. Auch die Bauweise sei überholt. Ein kleiner Staat wie die Schweiz könne es sich nicht weiter leisten, planlos hunderte von Siedlungen und Einzelhäusern in die kleine vorhandene Grünfläche hineinzubauen.

Die geplante Stadt muss "Anspruch erheben können, Ausdruck der schweizerischen Demokratie im 20. Jahrhundert zu sein, nicht mehr und nicht weniger."³

Für technische und bauwissenschaftliche Einzelheiten der Stadt müssten die Eidgenössische Technische Hochschule, und andere Institute herangezogen werden. In anderen Worten, junge Schweizer hätten Gelegenheit, für etwas Neues, für etwas Gewagtes zu arbeiten.

Die Verfasser des Pamphlets warnen vor einer Wiederholung der Messe von 1939. Diese Messe war damals passend und in ihrer Art unwiederholbar. Eine Stadt als Manifestation und Angelegenheit des ganzen Volkes wäre ideal, um den vielgepriesenen Mut

und die Freiheit der Schweizer zu beweisen: "Oder soll es einfach eine Riesen-Mustermesse werden, um zu zeigen, dass wir die geistige Schweiz endgültig aufgegeben haben und tatsächlich sind, wofür man uns weitherum hält: Hersteller von Käse, Uhren, Maschinengewehren und Schokolade, ein Volk der Händler, die zufrieden sind, wenn sie viel verdienen?"⁴

Finanziell wäre eine solche Stadt kein Defizitgeschäft wie eine Messe im üblichen Stil; sie ist eine Geldanlage und keine vorläufige Ausstellung. Zwei Fachmänner, die konsultiert wurden, waren von dem Plan begeistert und überzeugt, dass eine Finanzierung möglich wäre. Von diesem Plan wurde in der Schweiz wenig Notiz genommen. Die Landesausstellung - eine Messe im herkömmlichen Sinne - fand 1964 in Lausanne statt.

D. HOMO FABER

Der Schweizer Techniker Faber ist ein Kosmopolit, der für die U.N.O. Montagen in Entwicklungsländern überwacht. Auf einem Flug nach Südamerika lernt er den Bruder seines besten Freundes kennen. Zusammen wollen sie den Freund auf einer Plantage besuchen. Sie finden ihn tot; er hat sich scheinbar schon vor Wochen erhängt. Faber fliegt nach Südamerika und von dort aus nach New York. Um seine Liebesaffäre mit der Amerikanerin Ivy zu beenden, nimmt er das erste beste Schiff nach Europa. Auf dem Schiff fällt ihm die junge Sabeth auf. Am letzten Abend vor der Landung macht er ihr einen Heiratsantrag. Sie lehnt ab, obwohl ihr Faber gefällt.

In Paris treffen sie sich wieder. Sabeth will per Anhalter durch Italien nach Griechenland zu ihrer Mutter reisen. Faber, der verhindern möchte, dass Sabeth alleine fährt, entschliesst sich, die Reise mitzumachen. Die beiden lieben sich jetzt. In Griechenland wird Sabeth von einer Schlange gebissen und stirbt. Es stellt sich heraus, dass Hanna, Sabeths Mutter, Fabers frühere Geliebte war. Hanna, eine Halbjüdin, hatte in Zürich studiert. Zur Hitlerzeit wollte Faber sie aus Pflichtbewusstsein heiraten. Doch sie wollte sein Mitleid nicht und versprach, sein Kind abtreiben zu lassen. Sie heiratete den Arzt Joachim, Fabers besten Freund, und brachte Fabers Kind zur Welt: Sabeth. Faber hat also sein eigenes Kind geliebt. Er selber muss sich jetzt operieren

lassen. Er will sein Leben ändern und seine frühere Geliebte heiraten. Doch Faber weiss, dass es dazu schon zu spät ist.

Der Techniker Faber ist ein neuer Typ bei Frisch. Er leidet nicht an Selbstüberforderung, er kennt keine Zweifel: er ist kein Stiller oder Reinhart. Er steht mit beiden Beinen auf dem Boden. Er glaubt nicht an ein Schicksal, und doch ist es das Schicksal, das mit ihm spielt. Er ist unsentimental und logisch bis zur Herzlosigkeit. Er ist Schweizer, hat eine Wohnung in New York, scheint aber nirgends zu Hause zu sein. Faber spekuliert nicht; alle Möglichkeiten müssen und können von ihm statistisch gedeutet werden.

Fabers Verhältnis zur Schweiz ist nüchtern und sachlich. Die Schweiz ist - laut Statistik - sein Geburtsplatz; Gefühle für die Heimat hegt er kaum. Einmal fährt er, scheinbar aus purer Laune, nach Zürich: "Ich fuhr von Düsseldorf nach Zürich, glaube ich, bloss weil ich meine Vaterstadt seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen habe."¹ Im übrigen sieht er die Schweiz nur als Teil der Welt. Frisch beschreibt die New Yorker Gesellschaft und das Leben in den Tropen. In keinem anderen Roman wird die Schweiz so ignoriert. Faber besitzt aber typische schweizerische Eigenschaften: Er ist logisch, unsentimental, ehrgeizig und fleissig.

E. MEIN NAME SEI GANTENBEIN

Die vorliegende Arbeit war abgeschlossen, als Frischs neuer Roman Mein Name sei Gantenbein erschien. Es handelt sich um einen Roman über einen Roman.¹ Eine Reihe von möglichen Geschehnissen werden an einigen Menschentypen ausprobiert. Es ist dem Leser nicht erlaubt, eine Situation mitzuerleben, da der Autor sich immer wieder einschaltet, unterbricht und das Geschehen verfremdet.

Die Gesellschaftsschicht, von welcher gesprochen wird, ist aus früheren Romanen bekannt: Wissenschaftler, Künstler, Techniker, eine Gesellschaft, von der es heisst: "Man speiste reizvoll, aber nicht üppig, geredet wurde viel, Palaver mit Niveau...."²

Der Roman spielt abwechselnd in Zürich, Jerusalem, Berlin, New York, einmal auch in Lengnau im Kanton Bern. Von der Schweiz und von Schweizern ist selten die Rede, eigentlich nur dann, wenn Frisch autobiographische Stoffe aus der Vergangenheit herbeizieht, Anekdoten, die in Blätter aus dem Brotsack oder im Tagebuch hätten stehen können, so das Erlebnis mit dem Bergsteiger:

"Der Mann, der mich plötzlich angeredet hatte, ein Zivilist - er sagte: Grüssi! was er für schweizerisch hielt; offenbar ein Deutscher - Sein beharrliches Bedürfnis, immer wieder einmal unsere Landessprache nachzuahmen und zwar so, als wär's eine Kindersprache, Anbiederung ohne Begabung für den andern Tonfall, dabei gutmütig - gönnerisch, ohne zu merken, dass es mich sauer

machte, erschwerte die Unterhaltung mehr als der Wind. Natürlich antwortete ich Hochdeutsch, wenn auch mit alemannischem Akzent, aber erfolglos. Er wusste sogar, was Küchenkasten heisst: 'Chuchichäschtli'."³

Diese Empfindlichkeit dem Hochdeutschen gegenüber gibt Frisch auch an einem andern Ort zu: "Ich habe stets ein Gefühl von Rolle, wenn ich Hochdeutsch spreche, und damit weniger Hemmungen."⁴

Vielleicht hätten wir erwarten dürfen, dass sich Frischs Haltung der Schweiz gegenüber - nachdem er seit drei Jahren in Italien lebt - geändert hätte. Die wenigen Bemerkungen über die Schweiz sind aber so spöttisch wie in Stiller; ihre geringe Zahl könnte zwar darauf hinweisen, dass patriotische und politische Probleme ihn jetzt - begreiflicherweise - weniger beschäftigen als früher. In einem Interview, das kurz vor der Veröffentlichung des Romans erschien, ist Frisch aber mindestens so bitter wie je zuvor: "... in der Schweiz hat man sich noch nicht daran gewöhnt, Literatur zu haben, die nicht in der oder jener Form Propaganda für die Schweiz ist. Eine Diskussion findet nicht statt. Man verwirft oder klatscht Beifall; und damit ist es getan."⁵

V. ZUSAMMENFASSUNG

Allem Erstarrten, Konventionellen steht der Schriftsteller Max Frisch feindlich gegenüber. Seine Werke und sein Verhältnis zur Schweiz, wie es sich aus seinen Werken ergibt, ist dementsprechend steten Änderungen unterworfen.

In Antwort aus der Stille bieten die Naturschönheiten der Heimat noch eine Lösung für den verzweifelten jungen Mann. Blätter aus dem Brotsack zeugen von der Entschlossenheit, für das bedrohte Vaterland zu kämpfen. Obwohl ein Geist des Helvetismus vorherrscht, wird kein sentimentalpatriotischer Ton angeschlagen. Schliesst man die beiden Frühwerke Jürg Reinhart und Antwort aus der Stille mit den drei folgenden Werken (Die Schwierigen, Santa Cruz und Bin, oder die Reise nach Peking) zu einer Gruppe zusammen, so könnte man von einem romantischen Stadium sprechen, in welches auch der bekennende Ton der Blätter aus dem Brotsack passen würde. Direkt vom Kriegserlebnis abhängig sind die zwei Dramen Nun singen sie wieder und Als der Krieg zu Ende war. In diesen Werken versucht der Autor, die Menschlichkeit hinter der Maske des Feindes zu sehen, Die Schweiz ist in den Hintergrund getreten, wird aber im Tagebuch erneut zu einem vieldiskutierten Gegenstand. Der Ton ist respektloser, und diese Tendenz verschärft sich noch bis zu Stiller. Graf

Öderland könnte als Einleitung zur Entrüstung in Stiller aufgefasst werden. In Achtung: die Schweiz versucht Frisch, aufbauende Vorschläge zu einer Reformation der Schweiz zu machen. Er stösst auf taube Ohren. Homo Faber ist dann der Bericht eines nüchternen; unsentimentalen Schweizer Technikers, der kaum noch ein Verhältnis zu seiner Heimat besitzt. Die Hörspielfassung von Herr Biedermann und die Brandstifter ist Frischs Abrechnung mit der Hochkonjunktur, mit der Feigheit und Gemeinheit des geldhäufenden Bürgers, der sich sein eigenes Haus über dem Kopf anzündet. Es ist Frischs Parallelstück zu Dürrenmatts Besuch der Alten Dame. In Andorra wird das letzte Urteil über den Bürger gefällt: der Lehrer ist ein Feigling; seine sklavi-sche Haltung der Konvention gegenüber hat den Tod seines Sohnes zur Folge. Das Volk als ganzes ist eine Bande von grossmüuligen Feiglingen. Einige Punkte, die bei Frisch Leitmotive geworden sind:

a) ENGE DER HEIMAT

Immer wieder stösst man in den Werken Frischs auf dieses bedrückende Gefühl. Seine Charaktere sehnen sich nach Traum-inseln, Traumstädten; einige machen auch ihren Traum wahr und fliehen aus der Heimat. Im Tagebuch lesen wir: "Wie klein unser Land ist. Unsere Sehnsucht nach Welt, unser Verlangen nach den grossen und flachen Horizonten, nach Masten und Molen, nach Gras auf den Dünen, nach spiegelnden Grachten, nach Wolken über

dem offenen Meer; unser Verlangen nach Wasser, das uns verbindet mit allen Küsten dieser Erde; unser Heimweh nach der Fremde."¹

Im Stiller finden wir folgenden Dialog zwischen White und dem Gefängniswärter:

"Das machen nämlich noch viele Schweizer", unterrichtet er mich, "wenn's ihnen hier auf die Nerven geht."

"Dass sie sich zur Fremdenlegion melden?"

"Dreihundert in jedem Jahr!"

"Warum Fremdenlegion?" frage ich.

"Weil es ihnen hier auf die Nerven geht."²

Gewiss war die sechsjährige Isolation während des Krieges an Frischs Fernweh schuld. Darum wird die Befreiung von 1945 als besonders willkommen empfunden: "Endlich wieder einmal das Meer! Wir sind selig."³ Es folgen mehrere Reisen in die Nachbarländer, um wieder Kontakt mit der Aussenwelt aufzunehmen: "...das Verlangen, Zeitgenossen anderer Länder kennenzulernen, ist nach unserer fünfjährigen Gefangenschaft besonders gross."⁴

b) KRITIK AN DEN LANDSLEUTEN

"Was auffällt, wenn man draussen gewesen ist: das Verkrampte unserer Landsleute, das Unfreie unseres Umganges, ihre Gesichter voll Fleiss und Unlust; nicht auszuhalten, wenn sie von ihrem bescheidenen Wesen reden; in Wahrheit, sobald gewisse Hemmungen fallen, zeigt sich das Gegenteil; es fehlt nicht an gestautem Ehrgeiz,

der auf Weltmeisterschaften lauert, und in besseren Kreisen sind es Pestalozzi, Gotthelf, Burckhardt, Keller und andere Verstorbene, die man sich ins Knopfloch steckt; man erschrickt oft über sich selber, über die fast krankhafte Empfindlichkeit, wenn ein anderer nicht begeistert ist von uns. Irgendwie fehlt uns das natürliche Selbstvertrauen."⁵

Beachten wir ~~hier~~ das Wort "draussen". "Drinne" fühlte Frisch sich wie Stiller in seiner Zelle.

In Italien ärgert Frisch sich über seine Landsleute, ist sich aber bewusst, dass dieser Ärger eigentlich nicht berechtigt ist:

"Mailand, Oktober 1946

"Man ist immer noch ein Nationalist! Wenn ich von einem Landsmann lese, dass er den Nobelpreis bekommen oder dass ihn der Kaiser von China empfangen habe, verbiete ich mir jeden Stolz, weil wir zur Genüge erfahren haben, wohin diese Art von Herdenstolz, wenn er sich nicht auf den Sportplätzen erledigt, in der Geschichte der Völker führen muss, und es gelingt mir auch einigermaßen. Aber das Gegenteil, das übrigens öfter vorkommt, wirft meine weltbürgerliche Pose jedesmal über den Haufen; wenn ich hier meine Landsleute sehe, wie sie mit ihrer Währung die italienischen Läden plündern, ärgere ich mich bleich - Warum eigentlich? Die offenbare Enttäuschung verrät unsere heimliche Annahme, dass das eigene Volk, nur weil wir ihm selber gerade angehören, schliesslich doch ein Muster-volk sei, und somit würde es also genügen, wenn man sich über sich selber ärgerte."⁶

Um gerecht zu sein, muss auch folgendes Zitat noch hinzugefügt werden: "Es sind überall nur wenige, denen man zugehört sein kann. Das Ungerechte: in der Fremde bin ich dankbar für die wenigen, in der Heimat entsetzt über die Menge der andern."⁷

Was Frisch bemängelt, sind oft menschliche Schwächen ganz allgemeiner Art und nicht typisch schweizerische Mängel. Viele dieser Kritisierereien sind nicht besser als Stillers Nörgeleien, mit dem Unterschied, dass Frisch sich gelegentlich selbst durchschaut. Aus Frischs Werken zu schliessen, würden in der Schweiz nur Spiesser und Nörgler leben.

Obwohl Frisch die Enge und die Sturheit seiner Landsleute selbst kritisiert, ist er keineswegs erfreut, wenn andere abfällige Bemerkungen über die Schweiz machen. Zum Beispiel schreibt er über "Andorra", womit auch die Schweiz gemeint ist:

"Andorra ist ein kleines Land, sogar ein sehr kleines Land, und schon darum ist das Volk, das darin lebt, ein sonderbares Volk, ebenso misstrauisch wie ehrgeizig, misstrauisch gegen alles, was aus den eignen Tälern kommt. Ein Andorraner, der Geist hat und daher weiss, wie sehr klein sein Land ist, hat immer die Angst, eine lebenslängliche Angst, dass er die Massstäbe verliere. Eine begreifliche Angst, eine löbliche Angst, eine tapfere Angst. Zuzeiten ist es sogar die einzige Art und Weise, wie ein Andorraner zeigen kann, dass er Geist hat. Daher das andorranische Wappen: Eine

heraldische Burg, drinnen ein gefangenes Schlanglein, das mit giftendem Rachen nach seinem eignen Schwanz schnappt. Ein schmuckes Wappen, ein ehrliches Wappen; deutet auf das Verhältnis zwischen Andorraner und Andorraner, welches ein leidiges ist wie meistens in kleinen Ländern.

Das Misstrauen.-

Die andorranische Angst, Provinz zu sein, wenn man einen Andorraner ernst nähme; nichts ist provinzieller als diese Angst."⁸

Auch Frisch ist nicht ohne Angst, Andorraner zu sein. Und er war geniert, als ihm folgendes geschah, als Peter Suhrkamp ihn mit Thornton Wilder bekanntmachte: "Peter Suhrkamp, der uns vorstellt, verschweigt nicht, dass ich aus Zürich stamme (wo Wilder übrigens Our Town geschrieben hat) und mich ebenfalls mit dem Schreiben von Stücken befasse. 'Oh', sagt Wilder: 'Bauernstücke?' Probeschüsse sind dazu da, danebenzutreffen."⁹

Frischs Antipathie gegen den Deutschen, der ihm sagte: "Was mich so erstaunt, wissen Sie, dass Sie als schöpferischer Mensch (brr!) in ihrer spiessigen Schweiz überhaupt schaffen können - "¹⁰ ist bestimmt aufrichtig.

C) PATRIOTISMUS

Frischs Patriotismus ist alles andere als ein Nationalismus.

"...ich meine weniger die Verwirklichung, sondern die Idee der Schweiz, die ich vor allem liebe, und wenn

ich noch einmal aus freien Stücken wählen könnte, was die Geburt schon entschieden hat, möchte ich trotzdem nichts anderes als ein Schweizer sein; nach der Idee, die unsere eigentliche Heimat ist, sind es natürlich auch einzelne Landschaften, die man liebt, aber erst in zweiter Linie; am wenigsten weiss ich, ob ich unsere Landsleute liebe - sicher nicht mehr als die entsprechenden Gesichter aus anderen Völkern, und es erschiene mir nicht einmal als Ziel, im Gegenteil; Liebe zum Vaterland, so verstanden, wird zum Verrat an der Heimat; unsere Heimat ist der Mensch; ihm vor allem gehört unsere Treue; dass sich Vaterland und Menschheit nicht ausschliessen, darin besteht ja das grosse Glück, Sohn eines kleinen Landes zu sein."¹¹

Nichts ist Frisch verhasster als geschwätziger Hurrah-Patriotismus: der Oberst in Die Schwierigen, der Rechtsanwalt in Stiller, die Bürger in Andorra. Nach Frischs Amerikareise schlägt der Patriotismus der frühen Werke ins Negative um. Öderland bricht mit der Axt aus seiner Ordnung; Stiller weigert sich, ein Schweizer zu sein; Faber ignoriert die Schweiz.

Dass Frisch sich nach 1945 in der Schweiz unfrei fühlte, spiegelt sich in seinen Werken. Im Kleinen ist es die Ehebindung, die er als Fessel empfindet; im Grossen ist es der Kleinstaat, zu dem er sich nicht bekennen kann:

"Ein Bürgersohn, ein Akademiker, viel belesen, viel gereist, beflissen, ein Mensch guten Willens zu sein und ein rechtschaffender Intellektueller - wenn er behauptet, unsere Gesellschaft sei die einzige, welche

die Freiheit darstelle, kann man sagen, dass er lüge? Dass hierzulande ein jeder, der begabt ist, seine Begabung schulen und ausüben könne, davon ist er ohne Wimperzucken überzeugt; betreten nur, erstaunt, peinlich berührt, dass ich es nicht bin. Ich erzähle Beispiele, die sein ehrliches Bedauern auslösen, ohne ihn grundsätzlich zu erschüttern; er hat zwei Arten von Antwort. Erstens: Alles, was ich anführe, sind Ausnahmen, Sonderfälle, Missgeschicke. Zweitens: Ob ich denn glaube, der Kommunismus sei die Freiheit. Nicht zu erschüttern ist sein Glaube, dass es Freiheit geben kann, Freiheit für alle, dass es sie gibt - und zwar bei uns... Er selber nämlich, das ist es, fühlt sich durchaus frei: wie jeder sich frei fühlt in jeder Gesellschaft, die seinen Vorteil schützt, so dass er mit ihr einverstanden ist."¹²

Die früher angeführten Stellen in Stiller verbinden ähnliche Aussagen mit Ironie.¹³

d) KUNST UND KÜNSTLER

Als Architekt hat Max Frisch ein fachmännisches Interesse an der Bauplanung seines Landes. Er sieht weiter als die meisten; die Kurzsichtigkeit der verantwortlichen Stellen erfüllt ihn deshalb mit gerechtem Zorn. Er musste sich auch oft genug selbst mit Ämtern und Verordnungen herumschlagen. In Achtung: die Schweiz weist er denn auch konkret auf den wunden Punkt hin:

"Und wir?"

Vor wenigen Jahren hatten wir in Zürich einen architektonischen Wettbewerb für ein neues Kunsthaus; jedermann

erkennt, dass der Platz, der vorgesehene, eine ganz erfreuliche, freie, restlose Lösung nicht gestattet, doch man getraut sich nicht, ein altes Zürcherhaus mittleren Wertes einfach abzureissen. Das Neue also, das Unsere, ist im Grunde schon verworfen, bevor wir unseren Zeichenstift ergreifen. In dieser Luft dürfen wir nun schaffen, von keiner Erwartung begleitet, bemuttert von historischer Pietät, die alles Mass übersteigt, umgeben von der fraglosen Selbstpreisgabe unsres Geschlechtes...Bildung als Perversion in Museale -"14

Über die Stellung des Künstlers in der Schweiz haben sich schon Keller und Gotthelf beschwert. Frische schärfste Bemerkungen dazu stehen im Tagebuch. Einerseits findet er es beruhigend, dass ein übertriebener Künstlerkult in der Schweiz unmöglich ist; andererseits aber bemängelt er das Ausbleiben von Anerkennung:

"Immer wieder auffallend ist die Art, wie sie mit ihren einheimischen Künstlern umgehen, wie sie ihnen auf die Schulter klopfen bestenfalls mit dem Ton einer warnenden Anerkennung, eine Aufmunterung, eine wirkliche, eine Erwartung, die nicht unter Bedenken röchelt, kommt meistens von einem Ausländer; zum Glück hatten wir in der Zeit, da wir die Türen schliessen mussten, wenigstens die Emigranten im Haus. Dabei wäre die nüchterne Zurückhaltung unsrer Landsleute, wenn sie stimmt, geradezu wunderbar; was sie fragwürdig macht, ist der bedenkenlose Kniefall vor allem Fremden....Andererseits hat es auch wieder seinen Segen, wenn man einem Volk angehört, das seine Künstler niemals durch Verwöhnung verdirbt, und zwar ohne jede

Ironie: der deutsche und vielleicht abendländische Irrtum, dass wir Kultur haben, wenn wir Sinfonien haben, ist hierzulande kaum möglich; der Künstler nicht als Statthalter der Kultur; er ist nur ein Glied unter anderen; Kultur als eine Sache des ganzen Volkes...¹⁵

In der Einleitung zu dieser Arbeit wurde der Versuch gemacht, den charakteristischen Typus des Schweizer Dichters zu beschreiben. Der Schweizer Dichter beschäftigt sich immer wieder mit der Schweiz: politisch, sozialkritisch, landschaftlich. Er ist Realist, ein Feind der Spekulation; er will durch sein Werk belehren oder bekehren. In seinem Buch Unbehagen im Kleinstaat ordnet Karl Schmid auch Frisch in diese Tradition ein:

"Man hat bei den schweizerischen Dichtern - A.v.Haller, Petalozzi, Gotthelf, Keller usf. - zu Recht eine besonders intensive Befassung mit dem kollektiven Anliegen des Staates erkannt; der augenscheinlich pädagogische Zug der Schweizerischen Dichtung hängt damit zusammen. Frisch tritt nur scheinbar aus dieser Reihe heraus. Der ihn beherrschende Affekt, sich nicht vom Kollektiv der Nation her identifizieren zu lassen, gewinnt seine Stärke aus der Tatsache, dass er immer wieder das Bild seiner selbst mit demjenigen seiner Nation in Zusammenhang zu bringen gezwungen ist. Wer die Hülle der Nation immer wieder so leidenschaftlich von sich abstreifen muss, beweist damit nicht nur seinen Willen, sich und nur sich selber treu zu sein, sondern auch, dass ihm die Hülle immer wieder nachwächst, wie eine zweite Haut. Frischs emigrantische Entfernung von der Nation hat - Andorra belegt es - offenbar nichts an der Notwendigkeit verändert, dass er sich im Kampfe mit Andorra zu verwirklichen genötigt ist - und zu den Andorranern sprechen will und muss."¹⁶

VI. ANHANG

A. FUSSNOTEN

I. EINLEITUNG

- 1 Ermatinger, Emil. Dichtung und Geistesleben der Deutschen Schweiz. München, 1933. S. 370.
- 2 Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. Stuttgart, 1908.
- 3 " " Martin Salander in Sämtliche Werke, Bd. 12. Bern, 1943.
- 4 Ibid., S. 101
- 5 Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. S. 278.
- 6 Bänzinger, Hans. Frisch und Dürrenmatt. Bern, 1962. S. 11.
- 7 Stäuble, Eduard. Max Frisch. Amriswil, 1960. S. 9.

II. FRÜHE PROSA

A. ANTWORT AUS DER STILLE

- 1 Frisch, Max. Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle. Zürich, 1943; 2. Fassung 1959.
- 2 " " Stiller. Frankfurt, Suhrkamp, 1959.
- 3 Bänziger, Hans. Frisch und Dürrenmatt. S. 27
- 4 Ibid., S. 27.

B. BLÄTTER AUS DEM BROTSACK

- 1 Frisch, Max. Blätter aus dem Brotsack. Zürich, 1940. S.10.
- 2 Ibid., S. 11.
- 3 Ibid., S. 54.
- 4 Ibid., S. 71.
- 5 Ibid., S. 91.
- 6 Ibid., S. 26.
- 7 Ibid., S. 12.
- 8 Ibid., S. 18.
- 9 Ibid., S. 52.

C. DIE SCHWIERIGEN

- 1 Frisch, Max. Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle. Zürich, 2. Fassung, 1959, S.74.
- 2 Ibid., S. 142.
- 3 Ibid., S. 178.
- 4 Ibid., S. 136.

D. BIN ODER DIE REISE NACH PEKING

- 1 Stäuble, Eduard. Max Frisch. S. 42.
- 2 Mayer, Hans. Dürrenmatt und Frisch. Pfullingen, 1963. S.36.
- 3 Frisch, Max. Bin oder die Reise nach Peking. Zürich, 1962. S.89.

III. DIE DRAMEN

B. NUN SINGEN SIE WIEDER

- 1 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke. Zürich, 1962. Bd.3. S.169.

D. GRAF ÖDERLAND

- 1 Frisch, Max. Graf Öderland, Eine Moritat in zwölf Bildern. Frankfurt, 1963. S.68-69.

E. DIE CHINESISCHE MAUER

- 1 Frisch, Max. Die Chinesische Mauer. Eine Farce. Berlin, 1955. S. 29.

2 Ibid., S. 21.

3 Ibid., S. 91.

4 Ibid., S. 135.

5 Ibid., S. 120.

6 Ibid., S. 149.

G. HERR BIEDERMANN UND DIE BRANDSTIFTER

- 1 Frisch, Max. Herr Biedermann und die Brandstifter. Hamburg, 1959. S. 7.

2 Ibid., S. 9.

3 Ibid., S. 17.

4 Frisch, Max. Stücke II. Frankfurt, Suhrkamp, 1962. S.156.

5 " " Herr Biedermann und die Brandstifter, Hamburg, 1959. S. 21.

I. ANDORRA

- 1 Frisch, Max. Tagebuch 1946-1949. Frankfurt, 1958. S.35.
- 2 Frisch, Max. Stücke II. S. 291.
- 3 Ibid., S. 200.
- 4 Bienek, Horst. Werkstattgespräche mit Schriftstellern. München, 1962. S.23 - 32.
- 5 Ibid., S.29.
- 6 Frisch, Max. Stücke II. S.203.
- 7 Ibid., S.204.
- 8 Ibid., S.208.
- 9 Ibid., S.230.
- 10 Ibid., S.256.
- 11 Ibid., S.258.
- 12 Liebermann, Rolf. "Andorra in New York." (In Neue Zürcher Zeitung, Nr. 74, Blatt 16, vom 16.3.1963)

IV. DIE PROSA SEIT 1945

A. TAGEBUCH 1946-1949 UND ALBIN ZOLLINGER

- 1 Frisch, Max. Tagebuch 1946-1949. S. 425.
- 2 Ibid., S.279.
- 3 Ibid., S. 195.

- 4 Ibid., S. 251.
- 5 Ibid., S.213 und 220.
- 6 Ibid., S.174.
- 7 Ibid., S.73.
- 8 Ibid., S.243.
- 9 Ibid., S.35.
- 10 Ibid., S.433 resp. S.73.
- 11 Ibid., S.236.
- 12 Ibid., S.170.
- 13 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke. Bd.III. Zürich, 1962.
S. 110.
- 14 Ibid., S.44.
- 15 Frisch, Max. Tagebuch. S. 171.
- 16 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S. 111.
- 17 Frisch, Max. Tagebuch. S. 104.
- 18 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S. 196.
- 19 Frisch, Max. Blätter aus dem Brotsack. S. 36.
- 20 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd. III. S. 214.

- 21 Frisch, Max. Blätter aus dem Brotsack. S. 11
- 22 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S.116.
- 23 Frisch, Max. Tagebuch. S.331.
- 24 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S. 160.
- 25 Frisch, Max. Stiller. Frankfurt, 1959. S.351.
- 26 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S.112.
- 27 Frisch, Max. Tagebuch. S.200.
- 28 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke, Bd.III. S.55.
- 29 Frisch, Max. Tagebuch. S.304 und S.312.
- 30 " " Stiller. S. 19.
- 31 " " Tagebuch. S.39.
- 32 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke Bd.III. S.122.
- 33 Frisch, Max. "Nachruf" (In Zollinger, Albin:
Gesammelte Werke, Bd.I. S.12)
- 34 Zollinger, Albin. Gesammelte Werke, Bd.III. S.60.
- 35 Frisch, Max. Tagebuch. S.328.
- B. STILLER
- 1 Frisch, Max. Stiller. Frankfurt, 1954. S.577.

- 2 Meyer, Hans. Dürrenmatt und Frisch. s. 39.
- 3 Frisch, Max. Stiller. S.88.
- 4 Ibid., S.518.
- 5 Ibid., S.242.
- 6 Ibid., S.26.
- 7 Ibid., S.19.
- 8 Ibid., S.42.
- 9 Ibid., S.18.
- 10 Ibid., S.199-205.
- 11 Ibid., S.199.
- 12 Ibid., S.228.
- 13 Frisch, Max. Blätter aus dem Brotsack. S.22.
- 14 " " Stiller. S.14.
- 15 Ibid., S.489.
- 16 Ibid., S.492.
- 17 Ibid., S.323.
- 18 Ibid., S.324-328.

19 Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. S.257.

20 Frisch, Max. Stiller. S.545.

C. ACHTUNG DIE SCHWEIZ

1 Frisch, Max. Achtung die Schweiz. Basel, 1955. S.1.

2 Ibid., S.5.

3 Ibid., S.32.

4 Ibid., S. 36.

D. HOMO FABER

1 Frisch, Max. Homo Faber, Ein Bericht. Frankfurt, 1959.
S.174.

E. MEIN NAME SEI GANTENBEIN

1 Mayer, Hans. "Mögliche Ansichten über Herrn Gantenbein."
(In Die Zeit, Nr. 38, S.11 vom 25.9.1964)

2 Frisch, Max. Mein Name sei Gantenbein. Frankfurt, 1964.
S.7.

3 Ibid., S.80.

4 Ibid., S.36.

5 Zanetti, Gerardo. "Soll der Onkel auf die Barrikade steigen? (In Die Woche, Nr.34, S.8 vom 19.8.1964)

V. ZUSAMMENFASSUNG

- 1 Frisch, Max. Tagebuch 1946-1949. S.25.
- 2 " " Stiller. S.20.
- 3 " " Tagebuch. S.113.
- 4 Ibid., S.281.
- 5 Ibid., S.168.
- 6 Ibid., S.124.
- 7 Ibid., S.402.
- 8 Ibid., S.12.
- 9 Ibid., S.322.
- 10 Ibid., S.323.
- 11 Ibid., S.170.
- 12 Ibid., S.203.
- 13 Frisch, Max. Stiller. S.56, S.104, S.351.
- 14 " " Tagebuch. S.192.
- 15 Ibid., S.169.
- 16 Schmid, Karl. Unbehagen im Kleinstaat. Zürich, 1963. S.192.

B. BIBLIOGRAPHIE

1. MAX FRISCHS WERKE

a) ROMANE, ERZÄHLUNGEN, KRITIK.

- Frisch, Max. Antwort aus der Stille. Eine Erzählung aus den Bergen. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, c1937. 129 S.
- " " Blätter aus dem Brotsack, geschrieben im Grenzdienst 1939. Zürich, Atlantis, c1940. 99 S.
- " " Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle. Zürich, Atlantis, c1943, 1959. 296 S.
- " " Bin oder Die Reise nach Peking. Zürich, Atlantis, c1945. Frankfurt, Suhrkamp, 1962. 119 S. (Bibliothek Suhrkamp, 8)
- " " Tagebuch 1946-1949. Frankfurt, Suhrkamp, 1960. 467 S.
- " " Stiller. Frankfurt, Suhrkamp, 1959. 576 S.
- " " Achtung: die Schweiz. Basel, F. Handschin, 1955. 54 S. (Basler politische Schriften 2)
- " " Die neue Stadt, Beiträge zur Diskussion von Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter. Basel, F. Handschin, 1956. 68 S. und 19 Illus. (Basler politische Schriften 3)
- " " Homo Faber, ein Bericht. Frankfurt, Suhrkamp, 1957. 288 S.
- " " Schinz, mit 5 Zeichnungen von Varlin. St. Gallen, Tschudy, c1959. n.p. (Quadrat-Bücher, 7)
- " " "Das Paar." (In Jahresring 61/62. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, c1961. S. 206-209)
- " " Erzählungen des Anatol Ludwig Stiller. Frankfurt, Suhrkamp, 1961. 58 S.

Frisch, Max. Ausgewählte Prosa. Frankfurt, Suhrkamp, 1961
59 S.

" " "Büchner-Rede". (In Der Büchner-Preis, die Reden
der Preisträger 1950-1962. Heidelberg, L. Schnei-
der, 1963. S.62-77.)

b) RADIO-SENDUNGEN

Frisch, Max. Max Frisch über sein Buch Antwort aus der Stille.
Sdg. Winter 1937. EP 37/701.

" " Kurzreferat über die Situation des Schweizer
Schriftstellers. Sdg. 14.4.1950. EP 5160.

c) DRAMEN

Frisch, Max. Santa Cruz. Eine Romanze und Nun singen sie wieder.
Frankfurt, Suhrkamp, 1961. 165 S.

" " Santa Cruz. Eine Romanze. (In Stücke I. Frank-
furt, Suhrkamp, 1962. S.7-84)

" " Nun singen sie wieder, Versuch eines Requiems.
(In Santa Cruz. Frankfurt, Suhrkamp, 1961. 165 S.)

" " Nun singen sie wieder, Versuch eines Requiems.
(In Spectaculum I. Frankfurt, Suhrkamp, 1960.
S. 281-320)

" " Nun singen sie wieder, Versuch eines Requiems.
(In Stücke I. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.85-
148)

" " Die Chinesische Mauer. Eine Farce. Berlin,
Suhrkamp, 1955. 154 S.

" " Die Chinesische Mauer. Eine Farce. (In Stücke I.
Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.149-245)

- Frisch, Max. Als der Krieg zu Ende war. Basel, B. Schwabe, 1949. 110 S. (Sammlung Klosterberg)
- " " Als der Krieg zu Ende war. (In Stücke I. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.247-299)
- " " Graf Öderland. Eine Moritat in zwölf Bildern. (In Stücke I. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.301-390)
- " " Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie. Frankfurt, Suhrkamp, 1957. 139 S.
- " " Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie. (In Stücke II. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.7-85)
- " " Herr Biedermann und die Brandstifter. Hamburg, H. Bredow, 1959. 39 S. (Hörwerke der Zeit)
- " " Biedermann und die Brandstifter. Ein Lehrstück ohne Lehre. Mit einem Nachspiel. Berlin, Suhrkamp, c1958, 1959. 173 S.
- " " Biedermann und die Brandstifter. Ein Lehrstück ohne Lehre. (In Stücke II. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.87-156)
- " " Die grosse Wut des Philipp Hotz. Ein Schwank. (In Hortulus. Jhrg. 8, H.2. S.34-61)
- " " Die grosse Wut des Philipp Hotz. Ein Schwank. (In Stücke II. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.157-197)
- " " Andorra. Frankfurt, Suhrkamp, 1962. 124 S.
- " " Andorra. (In Stücke II. Frankfurt, Suhrkamp, c1962. S.199-309)

2. ÜBER MAX FRISCH

a) BÜCHER

- Bänziger Hans. Frisch und Dürrenmatt. Bern, Francke, c1960. 230 S.
- " " Frisch und Dürrenmatt. 2. Aufl. Bern, Francke, c1962. 248 S.
- " " Heimat und Fremde, Ein Kapitel tragische Literaturgeschichte in der Schweiz: Jakob Schöffner, Robert Walser, Albin Zollinger. Bern, Francke, c1958. 159 S.
- Bettex, Albert. Spiegelungen der Schweiz in der deutschen Literatur 1870-1950. Zürich, Max Nihans, c1954. 223 S.
- Bienek, Horst. Werkstattgespräche mit Schriftstellern. München, C.Hanser, c1962. S.21-32.
- Böschenstein, Hermann. Der neue Mensch; die Biographie im deutschen Nachkriegsroman. Heidelberg, W.Rothe, 1958. 130 S.
- Braun, Karlheinz. Die epische Technik in Max Frischs Roman Stiller als Beitrag zur Formfrage des modernen Romans. Frankfurt, Wolfgang Goethe-Universität, 1959. 171 S. Diss.
- Brentano, Bernard von. Schöne Literatur und öffentliche Meinung. Wiesbaden, Limes, c1962. 135 S.
- Burckhardt, Lukas F. Max Frisch. Vortrag vor der German Language Society in Washington, D.C. 17.1.1963. 21 S. Typescript.

- Kayser, Wolfgang ed.: Deutsche Literatur in unserer Zeit.
Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht,
c1961. 162 S.
- Dietrich, Margret. Das moderne Drama, Strömungen, Gestalten,
Motive. Stuttgart, A. Kröner, c1961. 647 S.
- Ermatinger, Emil. Dichtung und Geistesleben der Deutschen
Schweiz. München, C.H. Beck, c1933. 787 S.
- " " Krisen und Probleme der neueren deutschen
Dichtung. Zürich, Amalthea, 1928. 402 S.
- Esslin, Martin ed.: Sinn oder Unsinn? Das Groteske im modernen
Drama. Basel, Basilius, c1962. 170 S.
(Theater unserer Zeit,3)
- Geissler, Rolf. Möglichkeiten des modernen deutschen Romans.
Frankfurt, M. Diesterweg, 1962. 255 S.
- " " Zur Interpretation des Modernen Dramas.
Frankfurt, M. Diesterweg, n.d. 144 S.
- Günther, Werner. Dichter der neueren Schweiz. Bern, Francke,
c1963. Bd.1. 542 S.
- Holthusen, Hans Egon. Der unbehauste Mensch; Motive und Probleme
der modernen Literatur. München, R.Piper,
1955. 320 S. 3. erw. Auflage.
- Horst, Karl August. Die deutsche Literatur der Gegenwart.
München, Nymphenburger Verlagsanstalt,
c1957. 279 S.
- " " " Kritischer Führer durch die deutsche Lite-
ratur der Gegenwart. München, Nymphenburger
Verlagsanstalt, c1962. 524 S.
- " " " "Junger Wein in alten Schläuchen." (In
Jahresring 58/59. Stuttgart, Dt. Verlags-
Anstalt, c1958. S.361-373)

- Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. Stuttgart, Cotta, 1908. 4 Bd.
- " " Sämtliche Werke. Bern, Benteli, 1943. Bd.12 517 S.
- Korrodi, Eduard. Schweizerdichtung der Gegenwart. Leipzig, H. Haessel, 1924. 83 S.
- Kosch, Wilhelm. Deutsches Literatur-Lexikon. Bern, Francke, 1963. 511 S.
- Kriesi, Hans Max. Gottfried Keller als Politiker. Mit einem Anhang: Gottfried Kellers Politische Aufsätze. Frauenfeld und Leipzig, Huber, 1918. 319 S.
- Mayer, Hans. Dürrenmatt und Frisch. Pfullingen, Neske, 1963. 53 S. (Opuscula 4)
- Melchinger, Siegfried. Drama zwischen Shaw und Brecht: Ein Leitfaden durch das zeitgenössische Schauspiel. Bremen, C. Schünemann, c1957, 1961. 454 S.
- " " Theater der Gegenwart. Fischer-Bücherei, 1958. 223 S.
- Nadler, Josef. Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798-1848). Leipzig, H. Haessel, 1924. 99 S.
- Nonnenmann, Klaus. Schriftsteller der Gegenwart. Olten, Walter, 1963. 343 S.
- Rychner, Max. Zur Europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen. Zürich, Manesse c1951. 332 S.
- Schmid, Karl. Aufsätze und Reden. Zürich, Artemis, 1957. 211 S.
- " " Unbehagen im Kleinstaat. Zürich, Artemis, 1963. 250 S.

- Schmid, Karl. Vom Geist der neueren Schweizer Dichtung.
Stuttgart, Engelhorn, 1949. 21 S.
- Stamm, Alice. Die Gestalt des Deutschschweizerischen
Dichters um die Mitte des 19. Jahrhunderts.
Das Ringen um das innere Recht des Dichtertums.
Frauenfeld und Leipzig, Huber, 1936. 159 S.
- Stäuble, Eduard. Max Frisch. Amriswil, Bodensee-Verlag, c1960.
169 S.
- Suhrkamp, Peter. Briefe an die Autoren. Frankfurt, Suhrkamp,
1963. 168 S.
- Tièche, Henry Ern. Die politische Lyrik der deutschen Schweiz
von 1830-1850. Bern, Ott und Bolliger, 1917.
93 S.
- Weber, Werner. Zeit ohne Zeit. Aufsätze zur Literatur.
Zürich, Manesse, c1959. 237 S.
- Zollinger, Albin. Gesammelte Werke. Zürich, Atlantis, c1961.
Bd. 1 und 111.

b) AUFSÄTZE IN ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN.

- Weber, Werner. "Max Frisch: Andorra. Uraufführung im
Schauspielhaus Zürich." (In NZZ, Nr. 304,
Blatt 7 vom 5.11.1961) *
- " " "Die Stücke von Max Frisch." (In NZZ, Nr. 115,
Blatt 7 vom 29.4.1962)
- Anon.: "Kleine Chronik." (In NZZ Nr. 121, Blatt 13
vom 5.5.1962)
- Anon.: "Max Frisch und das amerikanische Theater."
(In NZZ. Nr. 60, Blatt 20 vom 2.3.1963)

* NZZ. = Neue Zürcher Zeitung.

- Liebermann, Rolf. "Andorra in New York." (In NZZ.
Nr. 74, Blatt 16 vom 16.3.1963)
- Anon.: "Architekturwettbewerb für ein neues
Schauspielhaus." (In NZZ. Nr. 204, Blatt 9
vom 17.7.1963)
- Anon.: "Andorra in Melbourne." (In NZZ. Nr. 211,
Blatt 13 vom 3.8.1963)
- Anon.: "Andorra" (In Zuger Nachrichten. Jhrg.77,
Nr. 123, S.3)